

Deutsche Rundschau

für

Geographie und Statistik.

Unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner herausgegeben
von

Professor Dr. Friedrich Umlauf, Wien.

XXX. Jahrgang.

Heft 6.

März 1908.

Zur Geschichte der Meeresforschungen.

Von Dr. Julius Retner in Charlottenburg.

Als die erste große Meeresexpedition kann die von den Engländern in den Jahren 1831 bis 1836 veranstaltete angesehen werden, die unter dem Kommando des Kapitäns Fitz-Roy stand und an der Charles Darwin seinen so fruchtbringenden Anteil hatte. Auf dieser Reise hatte der große Brite die Grundlagen zu seinen epochemachenden Untersuchungen gelegt.

Es folgte bald darauf (1838 bis 1842) eine Forschungsreise, welche die Amerikaner veranstalteten und an der Wilkes, Pickering, Peale und Dana teilnahmen.

Die auf diesen zwei Meeresexpeditionen gewonnenen wissenschaftlichen Resultate haben eine Umwälzung in dem damaligen Stand der Meeresforschungen herbeigeführt und zu weiteren Unternehmungen aufgefordert.

So sehen wir auch im Jahre 1872 die Engländer die berühmte „Challenger-Expedition“ ausrüsten, die, vom Hafen von Portsmouth auslaufend, den Stillen Ozean und das Antarktische Meer durchforschte und erst nach 719 Tagen mit umfangreichem und wertvollem Material in die Heimat zurückkehrte.

Die einmal ins Rollen gebrachte wissenschaftliche Bewegung kam in der Folgezeit nicht mehr zur Ruhe. Fast jedes Jahr brachte eine mehr oder weniger große Expedition. Der Wettstreit bemächtigte sich aller Nationen, die zur Erforschung des bis dahin nur oberflächlich bekannten Meeres nach Kräften beisteuerten.

Vom Jahre 1875 bis 1880 trugen die verschiedenen Expeditionen der Amerikaner zur Kenntnis der Mexikanischen Meere und des Golfstromgebietes sehr viel bei. Es folgten dann die Scandinavier, die unter der Leitung Nordenskiöld's die Vega-Expedition ausrüsteten; sie umschiffte den Nordrand Asiens und kam in das Beringmeer, um über den Suezkanal und Neapel in die Heimat zurückzukehren.

In Deutschland hat man ziemlich spät die Ausrüstung einer Meeresexpedition in Angriff genommen, dagegen hat man eifrig an dem theoretischen

Ausbau der Wissenschaft von der Meeresforschung gearbeitet. Erst im Jahre 1871 sehen wir Deutschland auf dem Gebiete der praktischen Meeresforschung auf den Plan treten. In diesem Jahre unternahm die „Pommerania“ eine Fahrt durch die Ostsee und trug zur Kenntnis dieses Gebietes nicht wenig bei. Es folgte dann in den Jahren 1874 bis 1876 die Expedition der „Gazelle“, an der der bekannte Zoologe Studer teilnahm. Im Jahre 1889 wurde ferner die Expedition des „National“ ausgerüstet.

In den letzten Jahren hat die Meeresforschung einen internationalen Zusammenschluß mehrerer europäischer Staaten herbeigeführt. Von Schweden ist die Anregung zu diesem großartigen wissenschaftlichen Unternehmen ausgegangen. Beteiligt sind an demselben Deutschland, Dänemark, Finnland, Holland, Norwegen, Rußland, Schweden und Belgien¹.

Ein bis in das kleinste Detail festgelegter Plan regelt die Arbeiten dieser internationalen wissenschaftlichen Vereinigung. An der Spitze derselben steht der Präsident des Deutschen Seefischereivereines Dr. Herwig in Hannover, dem Professor Dr. Pettersson (Stockholm) als Vizepräsident und Dr. Hoek (Holland) als Generalsekretär beigegeben sind. Die biologischen Arbeiten liegen in den Händen des Dr. Kyle aus Lowestoft (England). Der Sitz des internationalen Ausschusses ist Kopenhagen, von wo aus das großangelegte Werk geleitet wird.

Die wissenschaftliche Untersuchung der Meerestiefe umfaßt eine ganze Reihe von Fragen, die nicht getrennt voneinander zu behandeln sind, und die deshalb das Zusammenwirken von verschiedenen Fachgelehrten erfordern. Zoologie, Botanik, Physik, Chemie und Geologie müssen sich daher vereinigten, um eine gedeihliche Lösung der verschiedenartigsten Erscheinungen zu ermöglichen. Chemische und physikalische Bedingungen sind es, die bei der Erforschung des Meeres und der Seen eine große Rolle spielen.

Die Verschiedenheit der Tiefenverhältnisse muß naturgemäß auf die Verbreitung der Organismen einen Einfluß ausüben. Denn mit der Zunahme der Tiefe findet eine Vermehrung des Druckes statt. Während die obere Wasserschicht den Druck von einer Atmosphäre auszuhalten hat, gesellt sich bei jeden weiteren 10 Meter Tiefe ein weiterer Atmosphärendruck hinzu, der einer beliebigen Ausbreitung der Meeresorganismen enge Grenzen steckt. Mosely hat berechnet, daß in 1000 Faden (1 Faden = 1,829 Meter) jeder Quadratfuß Oberfläche einen Druck von einer Tonne oder zwanzig Zentner auszuhalten hat, und da man Tiefen von 4600 Faden kennt, muß derselbe auf etwa $4\frac{1}{2}$ Tonnen pro Quadratfuß ansteigen, eine Belastung, die einen größeren Körper zermalmen müßte.

Auch die Temperaturverhältnisse spielen bei der Ausbreitung der Organismen eine wesentliche Rolle. Das Wasser ist ein schlechter Wärmeleiter und als solcher kann es große Wärmemengen aufspeichern und langsam abgeben. Die mittlere Temperatur der Ozeane beträgt in der Nähe des Äquators 27° C, im Indischen Ozean 28° C und erreicht im Roten Meer ein Maximum von $34,3^{\circ}$ C. Im nordatlantischen Meeresgebiet sind die mittleren Temperaturen 23° C vom 20. bis 30. Breitengrad, $19,3^{\circ}$ C vom 30. bis 40 Grad, 14° C vom 40. bis 50. Grad und 10° C vom 50. bis 60. Grad nördlicher Breite. In den Polarmeeren sinkt die Oberflächentemperatur unter 0° C. Der Gefrier-

¹ Vgl. S. 49 ff. dieses Jahrganges.

punkt des salzigen Wassers liegt bekanntlich tiefer als derjenige des Süßwassers und schwankt, je nach dem Salzgehalt, zwischen 2° C und 3° C.

Einen weiteren Einfluß auf die Verbreitung der Meeresorganismen üben die Beleuchtungsverhältnisse.

Das Salzwasser besitzt in reinem Zustande eine eigene Färbung, wobei aber lokale Verhältnisse eine nicht zu unterschätzende Rolle spielen. So findet man an den Küsten des Roten Meeres die verschiedensten Farben, welche lediglich von der verschiedenen Tiefe und der Bodenbeschaffenheit herrühren. Das satte Indigoblau geht da, wo Untiefen vorkommen, in ein schönes Azurblau über und an dessen Stelle tritt ein tiefes Meergrün, wo die Küstenriffe in die Nähe der Oberfläche treten.

Außerdem kann das Wasser durch suspendierten Schlamm, durch pflanzliche oder tierische Organismen in der Färbung beeinflusst werden. So rührt die olivengrüne Färbung der grönländischen Meere von den daselbst massenhaft an der Oberfläche wuchernden Diatomeen her. Das Eindringen der Sonnenstrahlen hängt von verschiedenen Umständen, insbesondere aber von der Beschaffenheit des Meerwassers ab. Gegenwärtig versucht man die untere Lichtgrenze für die eindringenden Sonnenstrahlen auf photographischem Wege zu bestimmen. Bromgelatineplatten, welche mit Hilfe eines Apparates lichtfester in die Tiefe des Mittelmeeres versenkt wurden, zeigten bei der Exposition noch eine Einwirkung bei 370 Metern, so daß die völlige Dunkelheit erst bei 400 Metern beginnen dürfte, in dieser Tiefe hört auch die Pflanzenwelt auf, welche ja ohne Sonnenlicht nicht existieren kann.

Die Bewegungen des Meerwassers üben einen weiteren Einfluß auf die marinen Bewohner aus und haben sogar gewisse mechanische Konstruktionen bei Tieren zur Entfaltung gebracht.

Die mechanischen Wirkungen der brandenden Welle sind uns durch die Untersuchungen von Thomas Stevenson bekannt, der sie mit Hilfe eines Wellendynamometers bestimmte. Danach haben manche in der Strandzone lebenden Tiere zeitweise einen Druck von 30 Kilogramm auf jeden Quadratzentimeter ihres Körpers auszuhalten. Starke Stürme vernichten eine Reihe von Individuen, welche nicht widerstandsfähig sind, und tragen auf diese Weise zur Auslese der mechanisch zweckmäßig gebauten Geschöpfe bei.

Um den Kampf mit den schweren Lebensbedingungen des Meeres besser aufnehmen zu können, findet man bei den Meeresorganismen eine Reihe von höchst interessanten Erscheinungen, die alle darauf angelegt sind, ihre Existenz möglichst zu fördern. Viele Organismen des Meeres gehen mit anderen, gar nicht zu ihrer Gruppe gehörenden, ein Verhältnis ein, welches man als Genossenschaftsleben oder Symbiose bezeichnet, und das den Zweck hat, dem Kampf ums Dasein besser entgegentreten zu können.

Der Einsiedlerkrebs z. B. hat die Gewohnheit, seinen Leib in einer leeren Schnecken- oder Schneckenschale zu bergen. Fehlt ihm zufällig eine solche, so überfällt er eine lebende Schnecke, frißt sie aus und bemächtigt sich ihrer Wohnung. Das Schneckenhaus wird mit zunehmendem Wachstum des Krebses öfters gewechselt und bildet einen Schutz für seinen Körper. Nun ist aber diese Behausung ein Hindernis bei der Erwerbung der Nahrung, das Schneckenhaus ist zu schwer und hemmt den Krebs bei seinen Bewegungen. Er erleichtert sich daher seine Arbeit auf eine ganz eigenartige Weise. Er vergesellschaftet sich mit einer oder mehreren Seerosen, die auf dem Gehäuse des Krebses sich ansiedeln und ihn

ins Schlepptau nehmen. Die Seerose ist sehr leicht beweglich und besitzt vorzüglich eingerichtete Fangarme, sie führt den Krebs auf die Jagd, und beide teilen dann die Beute unter sich.

Eine Zeitlang hat man diesen Vorgang falsch ausgelegt, indem man die Seerose als einen Krebsparasiten betrachtete, das ist aber durchaus nicht der Fall. Man kann das am leichtesten beurteilen, wenn man den Krebs bei seinem Wohnungswechsel beobachtet. Sobald die alte Schale dem Krebs zu eng wird, bezieht er eine größere, und er arbeitet dann stundenlang mit seinen Scheren, um die Seerosen von dem alten Gehäuse loszulösen und sie auf dem neuen anzusiedeln zu lassen.

Man hat in dem Aquarium zu Neapel öfters diesen Vorgang hervorgerufen, indem man den Krebs aus seiner Behausung gewaltsam herauszog und ihm eine neue dafür bot, und immer wieder veranlaßte er die auf der alten Schale befestigte Seerose zur Übersiedlung in die neue Wohnung.

Die Symbiose tritt sehr häufig auf, sie ist die Verbindung von mindestens zwei Individuen, welche ganz verschiedenen Tierklassen oder Tierkreisen angehören, zum Zweck einer leichteren Nahrungsbeschaffung.

Neben der Symbiose oder dem Gesellschaftsleben ist auch die Farbe der Meerestiere ein Mittel, um den Organismen die Existenzbedingungen zu erleichtern. Die Farbenbeschaffenheit der Meeresorganismen sucht sich möglichst der Farbe der Umgebung anzupassen, um auf diese Weise das Tier vor den Angriffen zu schützen und es leichter und unbemerkbarer auf seine Beute lauern zu lassen. Viele Meerestiere haben sogar die Fähigkeit, die Farbe ihres Körpers zu wechseln, um sie mit der Farbe eines jeweiligen Aufenthaltsortes in Harmonie zu bringen.

Neben der schützenden Farbe kommt sehr häufig auch eine schützende Form vor, die man als mimetische Anpassung bezeichnet. Viele Tiere ahmen mit großer Geschicklichkeit und Treue gewisse Pflanzenteile nach, um davon Nutzen zu ziehen. Sie entgehen auf diese Weise den Nachstellungen ihrer Feinde oder lauern unbemerkt auf ihre Beute.

Sehr interessant sind auch die Wanderungen der Meerestiere.

Gleich den Menschen sind auch die Tiere gezwungen bei eintretenden schlechten lokalen Verhältnissen sich bessere Existenzbedingungen zu verschaffen. Man kann diese Erscheinung häufig genug nicht nur bei den Landtieren, sondern auch bei den Meerestieren beobachten. Wohl keine Tiergattung des Meeres ist bekannter in dieser Hinsicht, als der Hering. Seine Wanderungen treten mit einer Regelmäßigkeit und in einer Menge auf, die noch heute für den Naturforscher sehr viel Rätselhaftes haben.

Wir haben den neueren Untersuchungen von Forel und Weißmann eine ganze Reihe von Entdeckungen zu verdanken, die alle darauf hinweisen, daß die Meerestiere auch in vertikaler Richtung wandern, d. h. sie kommen zu gewissen Zeiten aus ihren Tiefen an die Meeresoberfläche. So erzählt unter anderem auch Th. Studer, daß die Feuerwalzen im Indischen Ozean sehr empfindlich gegen das Licht sind und deshalb tagsüber in beträchtliche Tiefen bis 400 Meter, sich zurückziehen. Sie erscheinen erst einige Zeit nach Untergang der Sonne, wenn die letzten Spuren der Dämmerung verschwunden sind, und bei Aufgang des Mondes waren wieder alle verschwunden. In den Mondsnächten vom 18. April und den folgenden erschienen die Tiere erst um 4 Uhr

morgens mit dem Untergehen des Mondes, um mit der Morgendämmerung wieder zu verschwinden.

Der eben erzählte Fall bezieht sich auf die tägliche vertikale Wanderung. Es kommen aber auch jährliche Wanderungen in dieser Richtung vor.

So erscheinen im Golf von Neapel regelmäßig um die Mitte des August die ersten Schwärme der braunen Schirmqualle an der Meeresoberfläche, nehmen dann an Menge immer mehr zu, um Ende November oder Anfang Dezember wieder in die Tiefen des Meeres zu verschwinden. Die Ursachen dieser Wanderungen sind bisher noch nicht genügend aufgeklärt.

Höchstwahrscheinlich dürften die Temperaturverhältnisse des Meerwassers hier eine große Rolle spielen, denn nur wenige von den pelagischen Tieren vermögen die hohe Oberflächentemperatur des Wassers im Sommer und die niedrige im Winter zu ertragen. Sie suchen daher in den verschiedenen Jahreszeiten verschiedene Tiefen auf, die ihrem Gedeihen die besten Bedingungen bieten. Gewisse Tiere steigen sogar bis zu einer Tiefe von 1200 Metern hinab.

Tiere, denen keine Bewegungswerkzeuge zur Wanderung gegeben sind, lassen sich durch andere, die Bewegungseinrichtungen besitzen, transportieren. Diese passive Wanderung kommt sehr häufig vor. So benutzen gewisse feststehende Infusorien mit Vorliebe die Medusen als Transportmittel und siedeln sich auf deren Schirmoberfläche an.

Unter den Fischen ist der Schiffshalter wegen seiner passiven Wanderung sehr bekannt. Er hat auf dem Kopf eine große Saugscheibe, mit der er sich an Haifische oder an Schiffe, Holzblöcke u. dgl. festhaugt und auf diese Weise seine Reisen ausführt.

Die passiven Wanderungen tragen nicht wenig zur Ausbreitung gewisser Arten bei. Als besonders geeignetes Mittel werden die Schiffe bezeichnet, die seit dem Zunehmen der Schifffahrt schon manche Gattung der Meeresbewohner in Gegenden verschleppt haben, wo sie sonst nie hingekommen wären. Im Hafen von Triest wurden z. B. indische Entenmischeln auf diese Weise eingeschleppt.

Auch die Luftströmungen und Winde sind Ursachen der passiven Wanderungen. Zuweilen kann man nach einem heftigen Winde am Strande eine große Anzahl von teils lebendigen, teils toten Tieren finden, die der Wind aus ganz entlegenen Orten herbeigeschafft hat. So wurde die Seeblase durch die Winde bis in den Golf von Neapel verschlagen, während ihr eigentliches Wohngebiet im wärmeren Teil des Atlantischen Ozeans liegt.

Einen großen Einfluß auf die Verbreitung der Tiere, neben den bisher aufgezählten Wanderungsarten, üben die Meeresströme aus. Zuweilen werden auch höhere Wirbeltiere von einer Meeresströmung ergriffen und in ganz entlegene Orte gebracht. Auf diese Weise wurden im Jahre 1817 zwanzig Grindwale an die französische Küste getrieben.

So beherrscht das Wanderleben fast alle Meeresbewohner. Unzählige ausgezeichnete Schwimmer durchmessen ungeheure Räume, von den kleinsten bis zu den größten Lebewesen hinauf erstreckt sich der Wandertrieb, sogar die plumpen Wale entfalten eine Leichtigkeit der Bewegung, die den Zuschauer in Staunen versetzt. Diese riesenhaften Säugetiere der nördlichen Meere erreichen eine Länge von 15 bis 20 Meter und sind in der Lage, sechs Seemeilen in der Stunde zurückzulegen.

Es würde uns zu weit führen, wollten wir auf all die Erscheinungen hinweisen, welche die Tiefseeforschung aus den Tiefen des Meeres hervorgeholt

und erklärt hat. Um nur eine Vorstellung von ihrem großen Arbeitsgebiet zu geben, wollen wir einige Hauptprobleme aus dem detaillierten Programm für die monographische Bearbeitung der Seen hervorheben, welche Forel und Imhoff aufgestellt haben.

In erster Reihe werden die orohydrographischen Verhältnisse des Sees untersucht. Es folgen dann die Untersuchungen über die meteorologischen Einflüsse, die sich auf den Druck der Atmosphäre, die Farbe und die Durchsichtigkeit des Wassers zu verschiedenen Zeiten, sowie die Ursachen derselben erstrecken. Besondere Aufmerksamkeit wird auch den Temperaturen des Wassers in verschiedenen Tiefen zu verschiedenen Tages- und Jahreszeiten geschenkt, die Fortpflanzung der Druckverhältnisse und des Schalles genau untersucht. Einen ganz besonderen Teil der Tiefseeforschung bildet die Untersuchung der chemischen Beschaffenheit des Wassers, die Geologie des Wassergebietes.

Nachdem diese einleitenden Untersuchungen durchgeführt worden sind, schreitet man zur Erforschung der Flora und Fauna in den verschiedenen Teilen der Oberfläche und der Tiefe des Sees, wobei der Einfluß der Flora auf die Färbung des Wassers und die Bedeutung derselben als Nahrung für die Tierwelt besondere Berücksichtigung findet.

Durch die Ausführung eines derartig breit angelegten Programmes ist es nun gelungen, den oft sehr komplizierten und rätselhaften Erscheinungen der verschiedensten Gewässer auf die Spur zu kommen, der Entwicklung der verschiedenen Lebewesen vom Ei bis zum geschlechtsreifen Individuum durch alle Stadien hindurch zu folgen und die Existenzbedingungen, welche die mannigfachen Wasseransammlungen bieten, zu erforschen. Dabei treten die interessantesten Gegensätze an den Tag.

Welch ein Unterschied ist z. B. zwischen einem Tümpel, der einem sommerlichen Platzregen seine Existenz verdankt und einem großen See, der meilenweit sich erstreckt und dessen Tiefe nach Hunderten von Metern mißt!

Die Tiefseeforschung hat trotz ihres noch ziemlich jungen Alters nachgewiesen, daß die Natur in ihren verschiedenartigsten Erscheinungsformen eine ununterbrochene Kette von Ursachen und Wirkungen aufweist und daß die kosmischen Erscheinungen nur dann verstanden werden können, wenn man sie nicht unabhängig voneinander, sondern im Zusammenhange untersucht und erklärt.

Das moderne Rom.

Von Dr. Alexander Dinda in Neapel.

(Mit einem Plane.)

(Schluß.)

Wir dürfen unsere Revue der Volksfeste vor den östlichen und südöstlichen Toren Roms nicht schließen, ohne noch der „Ditobrate“ (Oktoberausflüge) zu gedenken. Der eben genannte Monat zeichnet sich vor den übrigen durch eine weder zu heiße noch zu kühle Temperatur aus — deshalb benutzt man ihn vorzugsweise gern zu Exkursionen. Das tun selbst die weniger wohlhabenden Ein-

wohner der Ewigen Stadt, die, um ihre „Ottobrata“ möglichst glanzvoll in Szene zu setzen schon Wochen vorher sparen und darben. So darf man sich denn nicht wundern, wenn man in den Oktobernachmittagen und -Abenden alle Osterien in der weiteren Umgebung der Porta San Giovanni von trinkenden und schmausenden Familien überfüllt findet, die so fröhlich, heiter und lustig sind, als ob die grauen Gespenster des Kummer, der Sorge, des Schmerzes gar nicht auf der Welt existierten. Auch die Frauen und Mädchen sprechen bei dieser Gelegenheit der edlen Bacchusgabe fleißig zu und schrecken nicht davor zurück, sich ein Räuſchchen anzutrinken. Für die Drehklavier-Männer sind die Ottobrata eine goldene Zeit: sie ziehen dann von Osteria zu Osteria und tauschen gegen das Klingen der Saiten ihrer Instrumente das noch angenehmer in die Ohren tönende Klingen des Geldes ein. Ist eine größere Gesellschaft beisammen, bei der das junge Volk zahlreich vertreten ist, so kommt es denn doch häufig zum Tanz — die animierenden Melodien, der reichlich genossene Wein, die gehobene Stimmung regen ja unwiderstehlich dazu an. Und alle diese Szenen heiterer Lebenslust und naiver Daseinsfreude spielen sich auf einem grandiosen landschaftlichen Hintergrunde ab. Rund um uns haben wir die ernste, einsame, schweigende Campagna, durchsetzt im Osten von den charakteristischen Trümmern der antiken Wasserleitungen, während im Westen das auf weite Entfernung hin einen Augenpunkt bildende Grabmal der Cäcilia Metella aufragt. Im Südosten schauen wir auf das hochmalerische Panorama der Albanerberge, auf dessen Abhang die Villen von Frascati aus üppigem Grün hervorleuchten. Weiter nach oben zu liegen die übereinander geschachtelten Häuser und Villen von Rocca di Papa, überragt von dem Monte Cavo (dem alten Mons Albanus). Wenn bei Sonnenuntergang dieses Landschaftsbild in goldiger Purpurglut schimmert, so ist dies ein Anblick, der noch lange, lange in der Seele nachzittert.

Auch die Grotte sowie der Hain der Egeria bilden im Oktober häufig den Zielpunkt von Picknicks, zwei hochromantische Orte, wo sich gut tafeln und populieren läßt.

Da sich das römische Volksleben hauptsächlich vor der Porta Maggiore und der Porta San Giovanni entfaltet, so halten wir es für angemessen, gerade bei Erwähnung der letzteren beiden Tore einige Streiflichter auf dieselben fallen zu lassen. Unsere Umwanderung der Mauern weiter fortsetzend, gelangen wir nun nach der Porta San Sebastiano, dem südlichsten Tore Roms, das uns den Zugang sowohl zu der von jedem Rompilger aufgesuchten kleinen Kirche Domine quo vadis wie zu der antiken Gräberstraße der Via Appia eröffnet. Bei dem nun folgenden, bei der Cestiuspyramide gelegenen Tor San Paolo, das nicht weit vom Tiber entfernt ist, müssen wir, um zu der nächsten Brücke, dem Ponte Emilio, zu gelangen, dem nordöstlichen Rande des Aventinischen Berges folgen. Über die beregte Brücke schreitend und am rechten Flußufer eine südliche Richtung einschlagend, erreichen wir das Hafentor (Porta Portese). Hier sehen wir uns verstrickt in eine gewaltige Wagenburg von zwei- und vierrädrigen Karren, beladen mit allen den Produkten, welche die im Tiberhafen geankerten Schiffe hierher gebracht haben. Darunter figurirt in erster Linie der süße, berauschende Muskatwein Siziliens, der in Rom zahlreiche Liebhaber findet. Das ganze Flußbild wird sich jedoch ändern, sobald in Trastevere der neue Bahnhof, von dem wir bereits gesprochen haben, erbaut ist — dann wird hier ein London, ein Liverpool im kleinen erstehen.

Der von hier nach der Porta San Pancrazio abgehende, stark ansteigende Weg entrollt eine Fülle malerischer Beduten auf den westlichen Teil der Cam-



Rom: Die Via Nazionale mit der amerikantischen Paulskirche.

(Nach einer photographischen Aufnahme.)

pagna. So deutlich, als ob man sie mit Händen greifen könnte, zeigt sich von hier die herrliche Basilika San Paolo fuori le Mura. Eine Marmortafel neben dem letzterwähnten Tor erinnert an die römische Republik des Jahres 1849, der die Franzosen im nämlichen Jahr durch die Erstürmung dieses Tores ein Ende zu machen versuchten. Bekanntlich gelang es ihnen am 12. April 1850, den Papst Pius IX. nach Rom zurückzuführen.

Die Stadtmauer verläuft jetzt in rein nördlicher Richtung. Zur linken Hand erblicken wir den Damm der Bahn nach Viterbo, auf welchem die Züge hin und her eilen. Längst ist auch schon gerade vor uns der gewaltige Peters-Dom aufgetaucht, der den architektonischen Fehler aufweist, daß man, dicht



Rom: Der Bahnhof und das Denkmal der Helden von Dogali.

(Nach einer photographischen Aufnahme.)

vor ihm unter den Kolonnaden der Piazza San Pietro stehend, die grandiose Kuppel nicht wahrnehmen kann, weil sie zu weit nach hinten zurückliegt. Jetzt zur Porta Cavalleggeri gekommen, haben wir den günstigsten, vorteilhaftesten Standpunkt zur Würdigung des kolossalen Bauwerkes gewonnen, weil es in Rom keinen Punkt gibt, der tiefer liegt als dieser. Es eröffnet sich uns von hier aus auch eine fesselnde Aussicht auf das Blättermeer des Vatikanischen Gartens mit dem Sommerkasino. Nachdem wir an dem in die Mauer eingebauten Turm der päpstlichen Sternwarte, der oben einen weißen Aufbau in Form eines umgekehrten Eierbeckers trägt, vorübergekommen und die Mauer sich nach Nordosten gewendet hat, sehen wir links unten das Höllental mit seinen Kalkfelsen liegen, welches jedoch seinen fürchterlichen Namen in keiner Weise rechtfertigt — im Gegenteil macht es einen ganz freundlichen, anheimelnden

Eindruck. Der im Norden sich erhebende Monte Mario vervollständigt das interessante Landschaftsbild.

Jetzt weichen die Mauern vor uns zurück und wir sehen uns in dem großen neuen Stadtviertel der Prati di Castello (Engelsburg-Wiesen). Dieses Quartier hat seine besondere Geschichte, die wir bei unserer Schilderung Neumeroms nicht ignorieren dürfen. Als bald nach der Besitzergreifung Roms durch die Italiener sich in der Stadt ein Wohnungsmangel bemerkbar machte, warf sich die Bauspekulation mit aller Macht auf das vorerwähnte, damals noch völlig unbebaut daliegende Wiesenterrain und steckte Millionen auf Millionen hinein. Man hatte sich jedoch von dem Anwachsen der Bevölkerung einerseits übertriebene Vorstellungen gemacht, andererseits für dasselbe ein viel zu rasches Tempo angenommen. So war denn der Baufrach unvermeidlich, die Spekulanten verloren ihr ganzes Geld (einige von ihnen begingen infolgedessen sogar Selbstmord) und die neuerrichteten Häuser, von denen viele nur zur Hälfte vollendet waren, wurden von allerlei armem Volk und Lumpengesindel okkupiert, das dafür gar nichts oder nur ein paar Soldi pro Woche zahlte. Wer damals diesen im Osten und Nordosten des Vatikans sozusagen in aller Hast aus dem Boden gestampften Stadtteil durchwanderte, der empfing davon einen Eindruck ähnlich demjenigen, wie ihn das Zigeunerviertel in der Hauptstadt Bulgariens darbietet: überall Schmutz, Verkommenheit, Verlotterung. In seinem großen meisterhaften Zeitroman „Rom“ hat Zola ein packendes Bild des damaligen Zustandes der Prati di Castello gezeichnet.

Jetzt, nachdem ein Viertelsjahrhundert vorübergerauscht, ist diese Periode der wirtschaftlichen Stockung und der Finanzkalamitäten längst überwunden, überall im modernen Rom zeigt sich Fortschritt und materielles Gedeihen — ja es mangelt sogar an passenden Wohnungen für den Mittelstand. Gegenwärtig repräsentieren die Prati di Castello ein umfangreiches, ausgedehntes Stadtviertel mit langen breiten Straßen, herrschaftlichen Häusern und einigen monumentalen Prachtgebäuden. In letzterer Beziehung wäre vor allem der gewaltige, östlich neben der Engelsburg gelegene Justizpalast zu erwähnen, auf den im Süden vom linken Tiberufer aus der breite Ponte Umberto zuläuft. Die Nordseite des Palastes geht auf die weite Piazza Cavour, mit einem Denkmal dieses Staatsmannes, hinaus. An diesem Platz liegt auch das große Teatro Adriano. Die Straßen in diesem Quartier sind sämtlich nach hervorragenden Männern und Frauen der alten und mittelalterlichen Geschichte benannt. So gibt es hier eine Via di Giulio Cesare, degli Scipioni, Germanico, Pompeo Magno, dei Gracchi, Cola di Rienzo, Plinio, Boezio, Cassiodoro, Vittoria Colonna, Vespasiano, Catone, Duilio, Regolo, Terenzio, Ovidio, Adriano, Drazio, Tacito, Cicerone, Alessandro Farnese usw.

Wir begeben uns jetzt zur Piazza San Pietro und von dort durch die Via dei Penitenzieri und die Via Sant Onofrio nach der Passeggiata Margherita, einem im Jahre 1884 fertiggestellten öffentlichen Park, der die Stelle der ehemaligen Gärten des Palazzo Corsini einnimmt und sich auf der Rammhöhe und am Abhang des Janiculus dahinzieht, überall die herrlichsten Ausichten auf Rom und den Tiberstrom bietend. An den nördlichen Teil der Anlagen lehnt sich die ehemalige, von Raffaels Schüler Giulio Romano erbaute Villa Lante, die jetzt einem deutschen Altertumsforscher, dem Professor Helbig, gehört. Der Genannte muß bei der Glücksgöttin in hoher Gunst stehen, weil sie ihm gestattet, sich beständig am Anblick der ihm zu Füßen liegenden Ewigen Stadt zu erfreuen.

Auf dem höchsten Punkt der Passeggiata erhebt sich, der Stadt zugekehrt, das in gigantischen Verhältnissen ausgeführte, in Bronze gegossene Reiterstandbild Garibaldis. Bei der Wahl dieses Platzes für das Denkmal kam nicht allein seine hohe Lage in Betracht, sondern es fiel auch der Umstand sehr ins Gewicht, daß von hier aus im Jahre 1849 Garibaldi mit seiner Schar Rom gegen die Franzosen, wenn auch vergeblich, zu halten suchte. An dem Sockel des Monuments findet man stets Kränze niedergelegt.

Bei dem mächtigen Wasserbecken der Acqua Paola und der berühmten Aussichtsterrasse San Pietro in Montorio vorüberkommend, steigen wir wieder hinab und gelangen durch die Via Garibaldi und über den Ponte Sisto nach dem linken Tiberufer. Dasselbe hat in den letzten Jahrzehnten wesentliche Umgestaltungen erfahren, welche die Regulierung des Flusses mit sich brachte. Von der Tiberinsel bis zur Kirche San Giovanni dei Fiorentini zog sich nämlich an dieser Stromseite das Judenviertel, die Via Fiumara entlang, von der aus unzählige schmutzige Gassen und Gäßchen, in welche weder Sonne noch Mond hineinschienen, sich nach der Stadtseite hin verzweigten. Dieses Quartier war bis zu seiner Niederlegung im Jahre 1887 ein unverfälschtes Stück semitischer Orients geblieben, das sowohl den Malern wie den Feuilletonisten eine reiche Fundgrube bot; aus diesem Grunde wird von ihnen das Verschwinden der Via Fiumara und ihrer Hintergassen lebhaft bedauert. Stellt man sich jedoch auf den Nützlichkeitsstandpunkt — und derselbe ist in diesem Fall der einzig richtige — so kann man den Neurömern nur gratulieren, daß an dieser Stelle Luft und Licht geschaffen worden und sich jetzt hier statt der früheren elenden Behausungen große Neubauten erheben. Bis zum Einzuge der Italiener in Rom war es den Israeliten aufs strengste verboten, irgendwo anders in der Stadt zu wohnen als hier im Ghetto; kein Hauswirt in den übrigen Stadtteilen durfte einem Israeliten ein Quartier einräumen. Es erhob sich im Ghetto auch nur, halb versteckt zwischen dunklen Hinterhöfen, eine kleine haufällige Synagoge; die Erlaubnis zum Bau eines großen Tempels wurde nie gegeben. Die freie und erleuchtete Regierung des Königreiches Italien hob sofort diese Beschränkungen auf. Jetzt ragt nicht weit von den Ruinen des Marcellus-Theaters und dem Palazzo Cenci (der Stätte des Lebens und Leidens der unglücklichen Beatrice Cenci) ein stolzer, prächtiger Neubau empor, anzusehen wie das Schloß eines indischen Fürsten: es ist die neue Synagoge, die dem modernen Rom zur größten Zierde gereicht.

Uns von hier nach Westen wendend und die hübsche, an einen Londoner Square gemahnende Piazza Benedetto Cairoli zur rechten Hand lassend, gelangen wir durch die Via dei Giubbonari nach dem Blumen- und Gemüsemarkt (Piazza Campo dei Fiori). Düstere Schatten der Vergangenheit sind mit dieser Ortlichkeit verknüpft: wurden doch hier die zum Tode verurteilten Ketzer hingerichtet, unter ihnen auch Giordano Bruno, der am 17. Februar 1600 den Flammentod sterben mußte. Genau an dem Punkte, wo sein Scheiterhaufen loderte, steht seit dem Jahre 1889 sein Denkmal. Andere Vorkämpfer der Glaubensfreiheit zieren dasselbe in Porträtmedaillons. Es sind diejenigen des Böhmen Joh. Hus, des Engländer John Wicliffe, des Spaniers Mich. Servet, des Römers Nonius Polearius, des Neapolitaners Lucilio Vanini, des Franzosen Petrus Ramus, des Calabresers Thomas Campanella und des Venezianers Paolo Sarpi.

Vom Campo dei Fiori gelangen wir in einer Viertelstunde zu einem Meisterwerk der klassischen Baukunst, dem Pantheon. Das moderne Rom hat

sich seiner angenommen und es von einem häßlichen Anhängsel befreit: den sogenannten Felsöhren des Bernini, zwei kleinen Glockentürmen rechts und links vom Eingang, die dem herrlichen Bauwerk ein geradezu groteskes Ansehen gaben.

Werfen wir nun einen Blick auf die großen Ruinen der Römerzeit in der Ewigen Stadt und sehen wir zu, in welchem Zustande sie sich früher befanden und wie die Gegenwart sie in treue und sorgfältige Hut nimmt. Der Verfasser hat das Forum Romanum und das Kolosseum noch in voller Verwilderung gesehen, überall war der Boden von dichtem Unkraut bedeckt, das sich die Schafe, Ziegen und Esel, die hier weideten, gut schmecken ließen. Was das Kolosseum betraf, so diente es in der Nacht allem möglichen verdächtigen Gesindel zum Unterschlupf. Für die Konservierung der Ruinen geschah wenig oder nichts. Wie anders jetzt! Gegenwärtig hat man den Boden von den Brennesseln und dem Schutt gereinigt, beugt nach Kräften ferneren Zerstörungen durch den Zahn der Zeit vor, hat das ganze Forum eingezäunt und sorgt für ausreichende Bewachung. Die Triebfeder aller dieser Herstellungsarbeiten war das Deutsche Archäologische Institut, das seit 1876 auf der südlichen Höhe des Kapitols ein eigenes, auf Kosten des Deutschen Reiches erbautes schönes und großartiges Heim besitzt. Die Römer schulden diesem Institut für seine unausgesetzte emsige Mühewaltung unbegrenzte Dankbarkeit.

Die italienische Regierung ist jedoch mit dem auf diese Weise Erreichten noch lange nicht zufrieden, sie hat bezüglich der Ruinenfelder noch weit größere, noch weit umfassendere Pläne. Unter der Benennung „Passeggiata Archeologica“ will sie das Forum Romanum, das Kolosseum, die Titusthermen, den Palatin und den noch zu einem Teil auszugrabenden Circus Maximus zu einem ausgedehnten geschlossenen Ruinenpark vereinigen, der dann seinesgleichen in der Welt nicht haben würde. Hier hätte man dann die römische Geschichte gleichsam in einem ungeheuren steinernen Buche vor sich! Es werden freilich noch Jahre vergehen, ehe dieser großartige Plan zur Ausführung gelangt.

Einen derartigen Park im kleinen bildet jetzt schon der Palatin mit den Ruinen der Kaiserpaläste. (Hier finden gegenwärtig belangreiche Ausgrabungen statt, auf die wir selbstverständlich in dieser unserer Studie nicht eingehen können.) Man hat auf dem Palatin hübsche Garten- und Parkanlagen geschaffen, deren Reize besonders am Sonntag, weil der Eintritt alsdann frei ist, von einer zahlreichen Menge auskostet werden. Wie wunderbar schön ist es, von dieser Höhe auf die Ewige Stadt hinabzublicken, den Duft der Rosen und Nelken zu atmen, das entzückende Schauspiel des Sonnenunterganges mit seiner, von keinem Maler wiederzugebenden Farbenglorie zu betrachten und dabei die Zeiten sich zu vergegenwärtigen, wo die Beherrscher der Welt sich hier oben in allen Genüssen, welche das Dasein nur zu bieten vermag, erschöpften und eine Existenz führten wie die Götter des Olymps.

Es wurde von uns schon oben der Tatsache Erwähnung getan, daß gegenwärtig in Rom die Wohnungen wieder zu mangeln beginnen — die Bautätigkeit wird also von neuem in größerem Maßstabe einsetzen müssen. Es fragt sich jedoch, in welcher Stadtgegend dies geschehen soll? Die von uns geschilderten Prati di Castello nördlich und nordwestlich von der Engelsburg sind bebaut, ebenso die Terrains im Südwesten der Stadt. Innerhalb der Mauern der letzteren bliebe zu dem in Rede stehenden Zweck nur der südliche Teil Roms verfügbar. Hier ist noch ein Baugrund von weitestem Umfange vorhanden, der

ganz verödet daliegt und wo nur Vignen und Wiesen, auf welchen letzteren das Vieh weidet, sich den Blicken darbieten. Das eben Gesagte findet auf das ganze Terrain südlich vom Lateran und Palatin seine Anwendung. Dasselbe galt früher in hohem Grade als Fiebergegend und deshalb wurde es ängstlich vermieden, hier sein Heim aufzuschlagen. Wir wiesen ja aber bereits darauf hin, daß die gesundheitlichen Mißstände in Rom neuerdings durch die hygienischen Vorkehrungen der Stadtverwaltung zum größten Teil verschwunden sind und daß das so gefürchtete sommerliche Malaria-Fieber jetzt kaum mehr seine Visitenkarte abgibt. Stadtteile, in denen noch vor 40 Jahren das Verweilen und Wohnen während der heißen Monate als sehr bedenklich" angesehen ward, gehören jetzt zu den bevölkerteren und gesündesten Quartieren. Das gilt sowohl von den Prati di Castello wie von den im Südosten gelegenen, sich um den Bahnhof gruppierenden Straßenzügen. So darf man denn wohl auch mit aller Zuversicht voraussetzen, daß der bisher so verrufene südliche Teil Roms sich im Verlauf der nächsten Jahrzehnte ebenfalls mit Häusern bedecken und dann Hunderttausenden von Bewohnern Unterkunft bieten wird.

Der verödete Zustand des südlichen Teiles der Ewigen Stadt wird z. B. durch den Umstand illustriert, daß man von der im Süden des Palatin gelegenen Via dei Cerchi (der Stätte des Circus Maximus) auf einer dreiviertelstündigen Wanderung zur Porta San Sebastiano (der Porta Appia) nur ganz vereinzelt, nur in großen Zwischenräumen, eine menschliche Behaulung antrifft.

Ein findiger Wirt hat es indessen verstanden, trotz der Einsamkeit und Menschenleere dieser südlichen Stadtteile sich auch hier eine ergiebige Geldquelle zu öffnen. In der südlich vom israelitischen Kirchhof beginnenden Via di Santa Prisca kaufte er sich einen Höhepunkt, erbaute hier eine Aussichtsterrasse sowie daneben ein paar hallenartige Gewölbe und nannte die ganze Anlage „Castello di Costantino“. Daß hier ehemals ein Schloß des Kaisers Konstantin gestanden, ist durch nichts zu beweisen, indessen dieser geschickt erfundene Name sowie im Verein damit eine unablässige Reklame verfehlten bei dem Fremdenpublikum nicht ihre Wirkung. In den Reklamen wurde ganz besonders auf die großartige Aussicht über Rom und in die Campagna hinein, die man vom Castello di Costantino aus genieße und die vor allem am Abend sich geradezu märchenhaft präsentiere, hingewiesen. Das lief auf keine Übertreibung hinaus, denn die Veduta von diesem Punkte bietet ein Gegenstück zu derjenigen vom Monte Pincio. So wird denn schon seit einer Reihe von Jahren dieses „Schloß“ nicht leer von Besuchern. Außer seiner Rundsicht bietet es noch eine andere eigentümliche Attraktion, nämlich ein „Historisches Museum“. Die Gründung desselben entsprang der Initiative einer Anzahl von Künstlern und Archäologen deutscher wie italienischer Nationalität, die sich häufig auf dem „Schloße“ zu einer fröhlichen Aneignerei zusammenzufinden pflegten. Sie waren sämtlich humoristisch veranlagte Naturen und sahen diese Gründung als einen großartigen Witz an.

Mußern wir in aller Kürze die Schätze dieses eigentümlichen „Museums“, die durch beigefügte, auf Pappe geklebte Zettel erläutert werden. Wir lesen da zuvörderst ein altertümliches Pergament, in welchem Kaiser Konstantin urbi et orbi verkündet, daß er im Jahre 1061 ab urbe condita (im Jahre 308 unserer Zeitrechnung) diesen Prachtbau habe erstehen lassen, um von seiner hochragenden Terrasse aus „im beständigen Anblick der Stadt und der ihn umgebenden Jungfrauen zu schwelgen“. Neben diesem Dokument liegt ein total verrostetes gigan-

tisches Schwert mit einem „eigenhändigen“ Attest Konstantins, worin er bezeugt, daß dasselbe jahrelang ihm gehört und daß er damit die fränkischen Könige Regaius und Ascarius sowie den Kaiser Maxentius getötet habe. Dann gebrachte es Belisar in seinem Feldzuge gegen die Gotenkönige Totilas und Vitiges. Der Museumsverwaltung bot ein englischer Lord, Liebhaber von Antiquitäten, 2 Millionen Pfd. Sterl. (40 Millionen Mark) für das Schwert — sie gab es aber, um die Museumsbesucher nicht des erhebenden Anblickes dieser historischen Merkwürdigkeit zu berauben, nicht dafür her. Welche Großherzigkeit! Es zeigt sich ferner unseren Blicken Konstantins Hausschlüssel, gerade 1 Meter lang, den er, wie die beiliegende Inschrift meldet, stets „in der Tasche“ bei sich trug und den er im Kriege als Keule benutzte, mit der er über 500.000 Goten und Sarmaten erschlug. Der Helm Konstantins, den später Geiserich, der blutdürstige Vandalenkönig, benutzte, ist ebenfalls vorhanden. Durch die darüber hängende Inschrift erfahren wir, daß deutsche Archäologen ins Schloß eindringen und dieses „historische Kleinod“ rauben wollten, der tapfere Kastellan schlug sie jedoch mit Konstantins Hausschlüssel in die Flucht. Von einer etruskischen Riesentasse meldet die begleitende Inschrift: „Dieses ist die Tasse Konstantins, in der ihm seine Gattin Fausta, wenn er in schlaflosen Nächten an der Influenza und Nervenüberspannung litt, Malven- und Lindenblütentee kredenzte. Die Tasse stammt von dem Etrusker Lucumo. Napoleon I. wollte sie dem Museum von Paris einverleiben, doch der pflichtgetreue Kastellan lieferte sie nicht aus.“ Zu den „Perlen“ des Museums gehört auch die zu der erwähnten Aussichtsterrasse emporführende Steintreppe. In dem pomphaften Stil der an den päpstlichen Bauten prangenden Marmor tafeln meldet eine Inschrift in italienischer Sprache, die über der Treppe angebracht ist:

Dieser Gedächtnisstein
Erzählt der Nachwelt:
Als die Gattin Konstantins
Gegen Ende des dritten Jahrhunderts
Von dieser Treppe hinabstürzte
Und sie mit ihren üppigen Formen

Zerschmetterte und unbrauchbar machte,
Stellte sie der Kastellan
Im neunzehnten Jahrhundert
Wieder her
Und verewigte so
Ihr Andenken.

Die „Schätze“ des Museums werden von vielen Besuchern, weniger von Deutschen, als vielmehr von Engländern und Nordamerikanern, für bare Münze genommen, bewundert und angestaunt!

Man verzeihe uns diese kleine Abschweifung, die dem geschätzten Leser nur zeigen sollte, daß im modernen Rom auch der Humor seine Stätte gefunden hat.

Wir dürfen diese unsere Studie nicht beschließen, ohne eines gegenwärtig viel erörterten Projekts Erwähnung zu tun, das den Zweck verfolgt, an der Übermündung einen großen Hafen anzulegen und auf diese Weise Rom sozusagen zur Seestadt zu machen. In einer den Kammern vorgelegten Denkschrift heißt es darüber:

„Der Hauch eines neuen Lebens bewegt die Völker in Hinsicht auf die Herrschaft über die Meere. Überall erbraust das Sausen der Werkstätten und Werften, wo man Maschinen und Schiffe erbaut, welche den Ozean durchfurchen und das unbezähmbare Verlangen nach Ausdehnung der modernen Völker an die entferntesten Küsten tragen. Italien hat in dieser Beziehung das ruhmreiche Andenken von Christoph Columbus, Amerigo Vespucci, Flavio Gioja und Marco

Polo aufzuweisen. Es ist das neue Leben der Arbeit, des Ringens, des Ruhmes, zu welchem das moderne Italien das dritte Rom aufrufen will.

„Es ist schon häufig darauf hingewiesen worden, daß die Weltgeschichte aus Rom eine Stadt des Konsums und der Fremden, aber weniger eine solche der Arbeit und der Produktion gemacht hat. Wächterin der großen, gewaltigen Ruinen einer antiken Gesittung, welche von ihr ausging und die sie der ganzen Welt vererbte; reich an Werken der Kunst und an unübertrefflichen Museen; der verehrte Mittelpunkt des Katholizismus; die Residenz einer liberalen und volkstümlichen Monarchie und der konstitutionellen Gewalten — wurde Rom oft genug angeklagt und geschmäht, es begnüge sich mit den vielfachen und unwiderstehlichen Kräften der Anziehung, welche es auf alle diejenigen ausübt, die sich dem Kultus der Geschichte, der Kunst, des Glaubens hingeben.

„Aber heute wollen wir, daß auch Rom viel lebhafter, viel eindringlicher die Pulsschläge vernehme, welche die Seele der modernen Völker durchzucken; wir begehren, daß, ohne etwas von den Eingebungen des Genius oder von der Begeisterung der Schönheit zu opfern, das neue und freie Rom entschlossen in die Welttätigkeit eintritt und mit aller Kraft seinen Platz an der Sonne der großen menschlichen Tätigkeit zu gewinnen sucht.

„Auf dem Kapitol zu Rom richtete Joseph Garibaldi am 20. Jänner 1876 einen Aufruf an alle diejenigen, welchen die Wohlfahrt des Vaterlandes am Herzen liegt, und er erbat sich die finanzielle und moralische Mitwirkung ganz Italiens für die Verbindung Roms mit dem Meere, welche — das sind seine eigenen Worte — der Welt beweisen würde, daß alle Italiener in Rom das Herz des gemeinsamen Vaterlandes erblicken und fühlen.“

In der Denkschrift wird weiter ausgeführt, daß Vorbilder für die Anlage des Hafens von Rom die Hafenanlagen von Hoek von Holland (für Rotterdam) und von Zeebrügge (für Brügge) bieten. Rom, mit einer halben Million Einwohner im Zentrum Italiens gelegen, müsse, im Namen des geeinigten und freien Vaterlandes, die Überlieferungen der italienischen Kommunen wiederbeleben, deren Söhne — Staatsmänner, Bankiers, Künstler und Kaufleute — eine unauslöschliche Spur im Weltverkehr hinterlassen haben.

Eine elektrische Eisenbahn, auf der unausgesetzt mit der größten nur denkbaren Schnelligkeit Züge mit sehr billigen Fahrpreisen verkehren, soll den neuen Hafen mit der Hauptstadt verbinden. Die Fahrt soll nicht länger als 20 Minuten dauern, so daß der neue Hafen ein integrierender Bestandteil der Stadt wird und den fernsten Geschlechtern die weite Ausdehnung, welche die Ewige Stadt unter der tatkräftigen Regierung Viktor Emanuels III. gewonnen, verkündet.

Die Denkschrift schließt mit den Worten:

„Möge der hochragende Leuchtturm am Tyrrenischen Meer, dessen Grundstein in den nächsten Jahren gelegt werden wird, strahlen und glänzen als ein Symbol des ewigen Lichtes, welches Rom durch die Jahrhunderte verbreitet hat und das allen künftigen Epochen den Gedanken der moralischen Einheit und der wirtschaftlichen Größe des erneuten italienischen Vaterlandes verkörpert!“

Wir sehen also — damit schließen wir unsere kleine Studie — daß das dritte Rom energisch an der Arbeit ist, nicht bloß in idealer Beziehung durch seine große geschichtliche Vergangenheit, sondern auch in materieller und wirtschaftlicher Hinsicht das Zentrum des italienischen Nationalstaates zu werden! Möge es auf diesem seinem Wege mit den reichsten Erfolgen gekrönt werden!

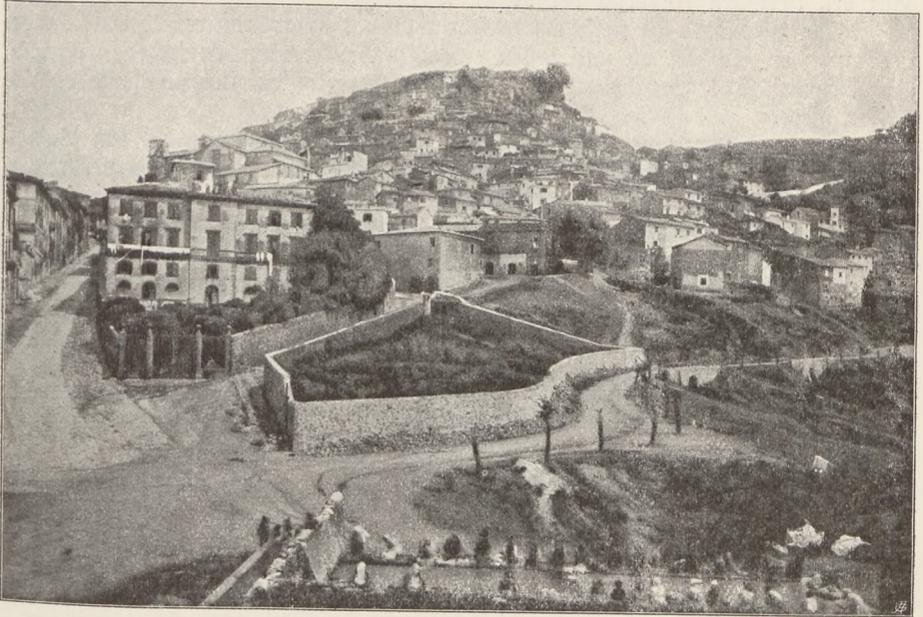


Rom: Ciociarengruppe. (Zu S. 246.)
(Nach einer photographischen Aufnahme.)

Die Zwergneger der Andamanen.

Von Ernst Mann in München.

Über die Inselgruppe der Andamanen und ihre Bewohner ist im Verhältnis wenig geschrieben worden. Es herrscht noch ziemliches Dunkel über die Herkunft dieses Volkes und auch dessen Land ist noch wenig durchforscht, was ganz besonders von Kleinandaman gilt.



Rom: Rocca di Papa. (Zu S. 246.)

(Nach einer photographischen Aufnahme.)

Im östlichen Teile des Meerbusens von Bengalen, 300 Kilometer von der Mündung des Iráwadi entfernt, dehnen sich zwischen dem 10. und 14.° nördlicher Breite und dem 92. bis 94.° östlicher Länge die Inseln der Andamanen aus.

Sie setzen sich der Hauptfache nach aus Großandaman — das die Inseln Nord-, Mittel- und Südandaman umfaßt — und aus dem durch die Duncanstraße getrennten Kleinandaman zusammen. Außerdem zählen noch fünfzig kleinere Inseln und Klippen dazu, wovon besonders die Insel Rutland durch ihre Serpentin- und Opallager bemerkenswert ist.

Fast alle Inseln sind von Hügelketten durchzogen, die bis zum Gipfel dicht bewaldet sind. Die Bodenerhebungen übersteigen nicht die Höhe von 800 Meter. Die Vegetation ähnelt der Hinterindiens. Eigentümlich ist diesen Inseln die geringe Zahl der Kokospalmen.

Zwei vortreffliche Häfen, reich an Naturschönheiten laden zur Zuflucht und Besiedelung ein. Es sind Port Kornwallis und Port Blair, in welch letzterem die Engländer eine bekannte Straffkolonie errichteten.

Die Eingebornen nun gehören den Negritos oder Zwergnegern an, die auch noch auf den Philippinen, Suluinseln, Djilolo, Timor, Java, Sumatra und auf der Halbinsel Malakka zu finden sind.

Ehlers erzählt, daß er seinen Wirt Mr. Man erstaunt fragte, „wie er zu diesen Afrikanern käme“, als er der ersten Andamanesen ansichtig wurde. So ausgesprochen sei der Negertypus dieses zwergartigen Volkes. Louis Lapagne dagegen ist erstaunt über die kindliche Milde ihrer Gesichtszüge und vermißt ganz den tierischen Ausdruck der Neger Afrikas.

Die Hautfarbe ist tiefschwarz. Ihr wolliges Haar rasieren die Männer rund um den Schädel ab und lassen eine Art Mönchskäppchen stehen, während den Frauen zwei Parallelstreifen oder ein Haarstreifen in Hufeisenform als Frisur dient.

Durchbohrungen von Ohren, Nase und Lippen kommen bei den Andamanesen nicht vor, jedoch ist die Gewohnheit des Tätowierens sehr verbreitet. Je nach dem Stamme werden auf Rücken, Brust oder Armen strichartige Einritzungen mittels Quarzsplinter oder Glascherben gemacht.

Der Negrito ist von übermäßigem und muskulösem Körperbau, gut genährt und wie schon erwähnt von tiefschwarzer Hautfarbe. Das Bemalen des Körpers mit rotem oder grauem Lehm ist allgemein, dazu kommt noch, daß auch das Gesicht weiß angestrichen wird, was ihnen das Aussehen von Klowns gibt. Diese Beschmierungskunst liegt einzig und allein in den Händen der Frauen.

Schmuck haben sie nicht viel an sich. An den Knien, Handgelenken und am Hals werden Bänder aus Muscheln und Schildkrötenknochen getragen. Die Bekleidung ist sehr primitiv. Die Männer gehen zum Teil ganz nackt oder tragen Gürtel ähnlich denjenigen der Frauen. Diese Gürtel bestehen aus zwei- bis dreifingerbreiten Schnüren, an deren hinterem Teil mehrere Büschel von dünnen schmalen Rindenstreifen oder Pandanusblättern herabhängen. Da nun die Andamanesinnen eine gekrümmte Wirbelsäule besitzen, die als Charakterzeichen dieses Volkes gilt, so erscheinen sie mit dieser Art Tournüre wie Strauße.

Für die vordere Blöße dient ein Pandanusblatt, das in den Gürtel gesteckt und zwischen den Schenkeln befestigt wird. Besonders den Frauen, die als sehr schamhaft gelten, ist es eine Hauptsache, daß dieses klassische Feigenblatt nicht verschoben wird. Bei Begegnung mit Fremden ist ihre erste Bewegung, sich zu versichern, ob bewußter Keuschheitsschleier am richtigen Platz ist.

Die Bewohner von Kleinandaman durchwirken ihre Hüftgürtel noch mit schwarzen und goldgelben Fasern, welch letztere Farbe sie aus den Schoten einer dortigen Orchidee gewinnen.

Außer den üblichen Schmuckgegenständen, wie Arm-, Hand- und Kniebändern aus Rinde mit fliegenden Büscheln, haben die Frauen Kleinandamans noch eine ganz besondere Zutat zu ihrer Bekleidung. Es ist dies ein Band aus zweifingerbreiter Rinde, das vom Nacken ausgehend sich vorn am Halse kreuzt und sich unter den Brüsten durchziehend am Rücken schließt.

Diese Art Brusthalter hat wohl bei starken Frauen seinen Nutzen, da aber auch junge Mädchen, deren Brüste noch ganz unentwickelt sind, diese Bänder tragen, ist der Zweck eher als Schmuck oder Bekleidung zu betrachten.

Im Eheleben behandelt der Eingeborne Frau und Kinder im allgemeinen nicht schlecht, nur wird den Kindern zu wenig Sorgfalt gewidmet, so daß ein großer Teil im zartesten Alter stirbt.

Eine eigentümliche Sitte ist es, die Kinder an eine befreundete Familie zu verschenken, falls diese darum bittet. Abgeschlagen darf eine solche Bitte nicht werden, da sich sonst der Vater den Aufenthalt unter seinem Stamme unmöglich machen würde. Will das Ehepaar, das seine Kinder verschenkt hat, auch wieder ein Kind, so geht es zu irgend einem Nachbarn und adoptiert dessen Kinder. Sobald die Kinder den Eltern folgen können, begleiten die Knaben ihre Väter auf deren Jagdausflügen, während die Mädchen ihre Mutter im Haushalt unterstützen.

Die jungen Männer treten selten vor dem 18., die Mädchen fast nie vor dem 16. Lebensjahre in den Ehestand.

Der Umgang unter den jungen Leuten vor ihrer Verheiratung ist natürlich ebenso frei wie bei den meisten Völkern unter den Tropen. Es wird meist erst dann zur Hochzeit geschritten, wenn gewichtige Gründe vorliegen. Die Zeremonie ist sehr einfach. Braut und Bräutigam werden in die Behausung eines angesehenen Mannes oder in eine von Jungfrauen bewohnte Hütte geführt. Dort geberden sich beide äußerst schamhaft. Die Braut läßt sich in Schmerz aufgelöst zwischen ihren Freundinnen nieder, die ihr ihre Lenden streichen und Trost zusprechen, während die Genossen des Bräutigams versuchen, ihn auf den Schoß der Braut zu zerrn. Ist das gelungen, so wird die Gruppe mit einer Bambusfackel beleuchtet, um sich zu überzeugen, daß alle Formalität erfüllt ist. Daraufhin begibt sich das junge Paar tief beschämt schleunigst in seine neuerbaute Hütte.

Auch hier sind die zur Hochzeit geladenen Gäste verpflichtet, Geschenke zu überreichen, die meist in Jagd- und Hausgeräten bestehen.

Die Hütten dieser Eingebornen sind sehr primitiv. Drei oder vier Palmenblätter mit einem Ende auf der Erde stützen sich mit dem anderen auf drei Pfähle, die ungefähr 1,50 Zentimeter über den Boden ragen.

Einige mit der Hand geformte Tontöpfe, aus Bambus geflochtene Körbe, Nautilusmuscheln, die zu Trinkgefäßen, und Schalen der Binnamuschel, die als Teller dienen nebst den noch zu beschreibenden Jagdgeräten bilden so ziemlich den ganzen Vermögensbestand einer Andamanesenfamilie.

Eheliche Treue soll, wie Mr. Man, der beste Kenner dieses Volkes behauptet, Regel sein. Vielweiberei kommt nicht vor. Der Kinderseggen ist nicht reich.

Wie bei allen Naturvölkern, so gehören auch hier Musik und Tanz zu den Hauptvergüigungen. Auf einem hohlen, der Länge nach gespaltenen Baumstamm sitzt der Musiker und bearbeitet diese Art Holztrommel mit den Fersen, wodurch derselben ein dumpfer Ton entlockt wird, der weithin hörbar ist.

Um ihn im Kreise sitzt das Volk mit ausgestreckten Beinen und singt irgend eine Melodie mit kurzen Sätzen, die unendlich oft wiederholt werden. Händeklatschen oder mit den Händen nach dem Takte auf die Schenkel schlagen wird zur Bekräftigung gerne als Begleitung zur Musik angewendet. Der Tanz besteht in einem lebhaften Galopp, der nur von einer Person ausgeführt wird und zuweilen auf dem gleichen Platze oder bei lebhafter Fortbewegung von einer Seite des Kreises zur andern geschieht.

Die einzige Waffe dieses Naturvolkes ist der Bogen, welcher mit großer Geschicklichkeit gehandhabt wird. Seine Form ist die eines langgestreckten S, während seine Höhe beinahe zwei Meter erreicht. Da nun die Eingebornen nur

eine Größe von 1,37 bis 1,48 Zentimeter haben, so ist diese Bogenhöhe ganz bedeutend. Das Bogenholz besteht infolge eines in der Mitte befindlichen runden Handgriffes aus zwei Teilen, die sich vom Handgriff ausgehend in ihrer Fortsetzung nach oben und unten gegen die Mitte erweitern und spitzig auslaufen. Der Andamanese schießt mit seinen Pfeilen auf hundertfünfzig Meter mit ziemlicher Sicherheit. Der Bogen dient für Jagd- und Fischfang, nur die Art der Pfeile ist dazu verschieden.

Für den Fischfang gelten lange Pfeile aus Rohr mit Holzspitze, die mit einem einfachen Nagel versehen ist. Mit dieser Waffe lauert der Eingeborne auf einem aus dem Wasser hervorragenden Felsen, bis sich ein Fisch an der Oberfläche des Wasserspiegels blicken läßt. Ihn mit dem Pfeil spießend verfolgt er nun seine Beute schwimmend, welcher er bald habhaft wird, da der Fisch infolge des Rohres, das den Schwimmer bildet, nicht untertauchen kann.

Für die Jagd auf Landtiere, wovon eigentlich nur Wildschweine in Betracht kommen, haben sie Pfeile, deren eiserne Spitzen mit Widerhaken versehen und so leicht am Stiel befestigt sind, daß der geringste Anstoß sie davon trennt. Ist nun ein Tier von einem solchen Pfeil getroffen, so kann es, wenn auch nur leicht verwundet, dem Jäger doch nicht entgehen, da es auf der Flucht die etwa 30 Zentimeter lange Schnur, an welcher die Spitze befestigt ist, samt Pfeilschaft nachzieht und sich damit bald im Dickicht verwickelt.

Um die Schildkröte, die an den Gestaden der Andamanen im Überfluß vorhanden ist und einen Hauptfaktor in der Ernährung der Eingebornen bildet, zu jagen, bedienen sie sich nicht des Bogens, da kein Pfeil den Panzer dieses Reptils durchdringen könnte. Hierzu wird eine Harpune verwendet, deren ziemlich kurze, mit Widerhaken versehene Spitze an einer etwa 20 Meter langen Leine befestigt ist.

Auf dem Borderteile einer großen Pirogue, die von Ruderern leise längs der Untiefen, wo die Schildkröten sich gerne sonnen, fortbewegt wird, steht der Harpunier, seine Waffe in Bereitschaft. Sobald sich nun ein Tier sehen läßt, wirft er sich auf dasselbe und bohrt ihm mit beiden Händen die Spitze in den Körper, respektive in den Panzer. Die Schildkröte flieht raschest, zieht jedoch die Leine und das Boot mit sich und wird so bald gefangen.

Die Zwergneger Andamans sind auch geschickte Kanubauer und Ruderer. Ihre Fahrzeuge sind aus einem Baumstamm geschnitten, dessen Inneres ausgehöhlt wird, jedoch läßt man das Äußere des Stammes vollkommen unberührt. Die Form der Boote ist fast die eines Zylinders, denn kaum ein Viertel nimmt die Öffnung des oberen Teiles ein. Wegen ihrer Leichtigkeit haben sie ganz geringen Tiefgang und kentern daher auch sehr gerne infolge ihrer zylindrischen Form.

Die Bewohner von Port Blair haben kleinere Fahrzeuge ohne Plattform, jedoch mit Auslegern versehen, was auf indischen Einfluß zurückzuführen ist.

Ob sich die Andamanesen in frühesten Zeiten der Steinwerkzeuge bedienten, konnte bis heute nicht nachgewiesen werden und auch bei dem Volke selbst besteht irgendeine Rück Erinnerung dafür nicht.

Mr. Man, wie erwähnt der beste Kenner der dortigen Verhältnisse, hat darüber sorgfältige Forschungen angestellt und ist zu der Überzeugung gekommen, daß die Steinindustrie, wenn sie existiert haben sollte, nicht über ihre Anfangsgründe hinaus kam. Die Quarzsplitter zum Rasieren und Tätowieren gehören dahin. Es wäre nur möglich, daß sich bei eingehenden Nachgrabungen in den zu ganz

bedeutenden Höhen angewachsenen Muschelhügeln derartige Steinwerkzeuge finden würden.

Diese Rückenabfallhügel oder Klöffenmöddinger haben ja bekanntlich in Dänemark die schönsten prähistorischen Gegenstände geliefert.

Bevor die Eingebornen das Eisen kennen lernten, bedienten sie sich zur Ausrüstung ihrer Waffen und Werkzeuge der Muscheln. Dieselben wurden durch Steinschlag nach Wunsch zurechtgemacht und dann auf einem Sandsteinblock poliert. Gräten oder die Schwanzspitze eines Rochens dienten für die Fischpfeile statt des jetzigen Nagels.

Um gute Beziehungen zu den verschiedenen Stämmen, es sind deren zehn, zu halten, verschenken die Engländer eiserne Werkzeuge und Waffen und verdrängen somit die alte Muscheltultur.

Auch von den Wracken gestrandeter Schiffe holen sie sich das Eisenblech. Sie bearbeiten das Eisen kalt, indem sie es zwischen zwei Steinen so lange hämmern, bis sie die gewünschte Form erhalten.

Das auffallendste an diesem Volke ist, daß es die Feuererzeugung nicht kennt. Außer den ausgestorbenen Tasmaniern sind die Andamanesen wohl noch das einzige Volk der Erde, dem die physikalischen Gesetze, durch Druck und Reibung Wärme zu erzeugen, unbekannt sind. Da nun die Neger Afrikas in der Feuererzeugung bewandert sind, so ist es auf keinen Fall wahrscheinlich, daß die Andamanesen Abkömmlinge gestrandeter Negerklaven seien. Wenn auch Jahrhunderte vergangen, so würde sich eine solche Manipulation forterben.

Mit äußerster Sorgfalt wird daher das Feuer in den Hütten unterhalten.

Stirbt ein Eingeborner, so wird er in Hoherstellung gebracht und in einen Bündel zusammengeschnürt, nachdem man vorher den Körper bemalt und alle Schmuckgegenstände entfernt hat. Der Leichnam wird im Walde begraben, oder auf einem zwischen Baumstämmen errichteten Gerüst beigesetzt. Nach Ablauf der Trauerzeit, die etwa drei Monate dauert, wird der verweste Körper wieder ausgegraben und dessen Knochen werden in der See gewaschen, um dann als Andenken und Schmuckgegenstände von den Angehörigen getragen zu werden.

Einen Gottbegriff oder einen Glauben an ein Fortleben nach dem Tode findet man bei den Negritos nicht. Jedoch glauben sie, wie fast alle Naturvölker, an Dämonen und an das Umgehen der Verstorbenen.

Diese Negritos bilden vielleicht eine der ältesten gegenwärtig lebenden Menschengruppen. Aber auch sie sind dem Untergange geweiht, Tuberkulose und Syphilis haufen stark unter ihnen und da auch der Kindersegen gering und die Kindersterblichkeit ziemlich groß ist, so schwindet dieses Volk, in jeder Weise eigenartig, allmählich dahin.

Es ist daher höchste Zeit, diese Zwergneger, die das reinsten Muster ihrer Rasse bewahrt haben, noch eingehender zu studieren.

Deutsche Kolonisten in Süd-Chile.

Von W. Henz in Hamburg.

Die Republik Chile, welche mit Recht den Ruf des am besten geordneten Staatswesens unter den Freistaaten Südamerikas genießt, erstreckt sich bekanntlich als ein schmaler, langer Küstenstreifen von Norden nach Süden, im Westen

von dem Großen Ozean, im Osten von der Hauptkette der Cordilleren begrenzt. Die Längenausdehnung von dem Grenzflüßchen Sama im Norden bis zu dem Inselkap Hoorn im Süden beträgt über 4200 Kilometer, während die Breite im Mittel nur 140 Kilometer, an der schmalsten Stelle sogar nur 110 Kilometer beträgt. Eine Ausnahme macht die Provinz Antofagasta unter dem 25.^o südlicher Breite, die sich gewissermaßen als eine stattliche Bucht von mehr als 400 Kilometer Breite nach Osten erstreckt.

Die Küste verläuft ziemlich genau in nord-südlicher Richtung, ohne durch Buchten von wesentlicher Ausdehnung unterbrochen zu werden. Erst in 42^o südlicher Breite beginnt eine reichliche Gliederung. Dort wird durch die Straße von Chacao und den Golf von Ancud die große Insel Chiloe von dem Festlande getrennt. Weiter nach Süden schließt sich an die genannte Insel ein ausgedehnter Archipel an, dessen nördlichste Gruppe unter dem Kollektivnamen der Chonos-Inseln zusammengefaßt wird, und der sich bis zu dem Feuerlande hin erstreckt. Nur einmal wird diese fortlaufende Inselreihe unterbrochen, nämlich unter dem 47.^o südlicher Breite durch die weit vorspringende Halbinsel Taitao und den südlich derselben gelegenen Golf von Penas.

Der Golf von Ancud steht im Nordosten durch mehrere schmale Kanäle mit der an Naturschönheiten reichen Bucht von Meloncavi in Verbindung. An dem nördlichsten Punkte derselben liegt die kleine aber wichtige Hafenstadt Puerto Montt. Die Bai selbst sendet nach Osten noch ein schmales Horn aus, das sich zwischen dem Mont Yate im Süden und dem Vulkan Calbuco im Norden tief in das Land erstreckt, zuletzt nach Norden umbiegt und in unmittelbarer Nähe des kleinen Chapa-Sees endet.

Wie schon bemerkt, wird die Ostgrenze von der gewaltigen Kette der Cordilleren gebildet, die in dem Aconcagua, welcher allerdings schon auf argentinischem Gebiete unweit der Grenze liegt, den 6970 Meter hohen Kulminationspunkt des ganzen Erdteiles Amerika aufzuweisen hat. Die ganze Küste wird von der sogenannten Küstenkordillere begleitet, die schon im Norden deutlich erkennbar ist und sich je weiter nach Süden, desto stattlicher erhebt und in manchen Teilen bis über 2000 Meter Höhe erreicht. Im weiteren Verlaufe setzt sie dann nach der Insel Chiloe über und endet erst in dem Archipel des Feuerlandes.

Zwischen beiden Gebirgszügen liegt eine schmale, sehr lang gestreckte Ebene, die man vielleicht richtiger als ein Tal bezeichnet. Sie wird von zahlreichen Flüßchen bewässert, die von dem steilen Westabhang der Cordilleren herabstürzen, nach kurzem Laufe die Küstenkordillere durchbrechen und sich in den Großen Ozean ergießen. Der relativ bedeutendste ist der Biobio, welcher nach einem Laufe von 370 Kilometer bei Concepcion in die Bai von Arauco fällt.

Vom wirtschaftlichen Standpunkte aus kann man das gesamte Land in drei Regionen einteilen, nämlich in eine nördliche Wüstenregion, eine mittlere Ackerbauzone und endlich eine südliche Wald- und Weidenzone.

Die erste Region umfaßt vor allen Dingen die Atacama-Wüste mit ihren großen Salpeterlagern, deren Ausbeutung und Verfrachtung für das Land eine reiche Einnahmequelle bedeuten. Die wichtigste Region ist die zweite, die Ackerbauzone, die etwa von La Serena unter dem 30.^o südlicher Breite bis zum Golf von Ancud reicht. Dieser Teil beherbergt namentlich in seiner südlichen Hälfte eine zahlreiche Bevölkerung deutscher Abstammung, deren ausdauerndem Fleiße man mit Recht einen wesentlichen Anteil an dem blühenden Gedeihen dieser Gegenden zuschreibt.

Im Jahre 1526 wurde der berühmten Augsburger Kaufmannsfamilie der Fugger von dem ewig verschuldeten Kaiser Karl V. das wenige Jahre früher entdeckte Gebiet des heutigen Chile verliehen. Es blieb aber vorläufig bei dem leeren Besitztitel, da es an Mitteln fehlte, das in so weiter Ferne gelegene Land zu erobern oder auch nur zu erforschen. Erst 15 Jahre später gelang es einem Deutschen, Bartholomäus Blun, der aber seinen Namen als Flores ins Spanische übertrug, in dem Lande festen Fuß zu fassen; aber nicht als Deutscher für sein Vaterland, sondern als Vertreter des Spaniers Pedro de Valdivia. So wurde das ursprünglich den Deutschen zuge dachte Gebiet eine spanische Besitzung.

Nach dem Tode Karls V. versiel Chile dem traurigen Geschick aller spanischen Besitzungen Südamerikas; es wurde von jedem Verkehre mit anderen Ländern als dem immer tiefer sinkenden Spanien abgeschlossen. Nur einmal jährlich war es den spanischen Südamerikanern gestattet, ihre Waren zu Schiff nach Panama oder Porto Bello, das ist das heutige Colon (Aspinwall), Panama gegenüber zu schicken und dort mit den Spaniern des Mutterlandes in Tauschhandel zu treten. Diese traurige Periode, die von etwa 1550 bis 1818 währte, war natürlich nicht geeignet, den Wohlstand der Länder und Völker zu fördern.

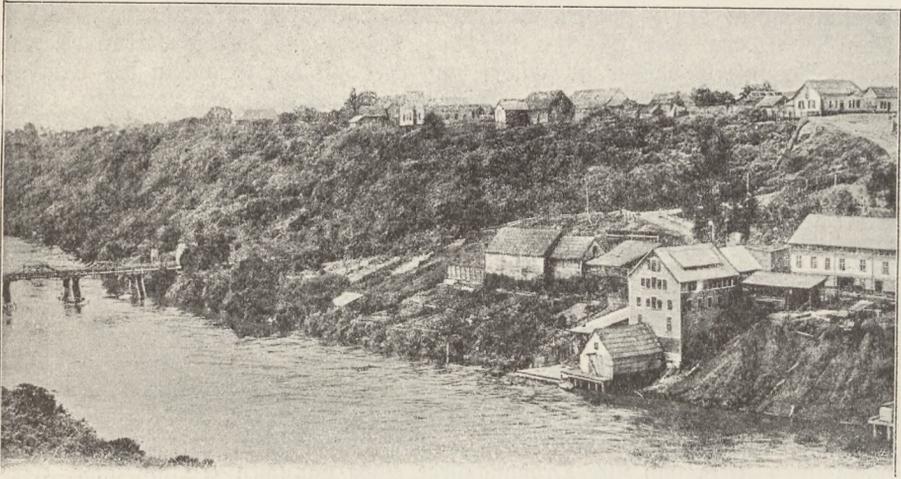
Nur einmal wurde der lethargische Schlaf der spanischen Herren Chiles gestört, als im Jahre 1640 die Holländer, welche sich nach ihrer Befreiung von dem Joche Spaniens rasch zum ersten Handelsvolke der damaligen Zeit emporgeschwungen hatten, den Versuch machten, in Chile festen Fuß zu fassen. Der Versuch mißlang, und die aus dem Schlummer geweckten griesgrämlichen Hidalgo's konnten sich ihrem *dolor* *far niente* weiter hingeben. Da jedem Fremden, d. h. Nichtspanier das Betreten des Landes bei Todesstrafe verboten war, so war es auch ausgeschlossen, daß durch andere Einwanderer die Bevölkerung aus ihrer trostlosen Lethargie aufgerüttelt wurde. Nur einige deutsche Jesuiten wurden als Glaubensboten geduldet. Doch schon diese wenigen übten durch ihren Fleiß und ihre Ordnungsliebe einen günstigen Einfluß aus. Aber auch von ihnen wurden im Jahre 1767 fünf nach Spanien gebracht und dem Kerker überliefert, weil man sie in dem lächerlichen Verdacht hatte, sie wollten die Insel Chiloe den Engländern ausliefern — Jesuiten einem protestantischen Volke!! Doch kamen um dieselbe Zeit auf Veranlassung des Vaters Graf Karl von Haimhausen zahlreiche deutsche Jesuiten nach Chile, namentlich Laienbrüder, die in Kunst und Handwerk wohl erfahren waren und sich wesentliche Verdienste um die Hebung der gewerblichen und allgemeinen wirtschaftlichen Verhältnisse erwarben.

Nach der glücklich erkämpften Unabhängigkeit im Jahre 1818 hatte das ganze Land, dessen Oberfläche das Deutsche Reich noch um die Hälfte übertrifft, und das jetzt $3\frac{1}{2}$ Millionen Einwohner zählt, höchstens eine halbe Million Bewohner. Die neue Regierung suchte darum möglichst viele Kolonisten heranzuziehen und gewährte ihnen sehr viele Erleichterungen und Unterstützungen, namentlich durch kostenlose Überweisung von Acker- und Weideländereien, freie Überfahrt usw. Dabei wurden anfangs die als fleißig und tüchtig anerkannten deutschen Bauern bevorzugt. Die meisten derselben siedelten sich in den südlichen Provinzen Valdivia und Manquihue an. Diese beiden Provinzen sind reich an herrlichen Seen, deren größte der Ranco und der liebliche Manquihue am Fuße des Vulkanes Osorno sind. Aus dem ersteren nimmt der Bueno, der

bedeutendste Küstenfluß südlich des Biobio seinen Ursprung. Regen fällt reichlich, und so eignen sich diese Gebiete sowohl zum Ackerbau als auch zur Viehzucht.

Natürlich wohnten auch in den übrigen Provinzen Chiles unter den spanischen Elementen zerstreut eine Anzahl Deutscher. Einer unter diesen, Bernhard Philippi war es, der den deutschen Auswanderern den Weg nach jenen Gebieten wies, die heute der Hauptsache nach deutsche Bevölkerung haben; diese hat ihr Deutschtum kräftig gewahrt und wird, wie man sicher erwarten darf, dieselbe auch in Zukunft bewahren.

Bernhard Philippi war im Jahre 1840 nach Chile gekommen. Er war Ingenieur, und so arbeitete er sich zu der Stellung eines Chefs des Geniekorps empor. Da er ein großer Freund naturwissenschaftlicher und geographischer



Rio Bueno in Süd-Chile.

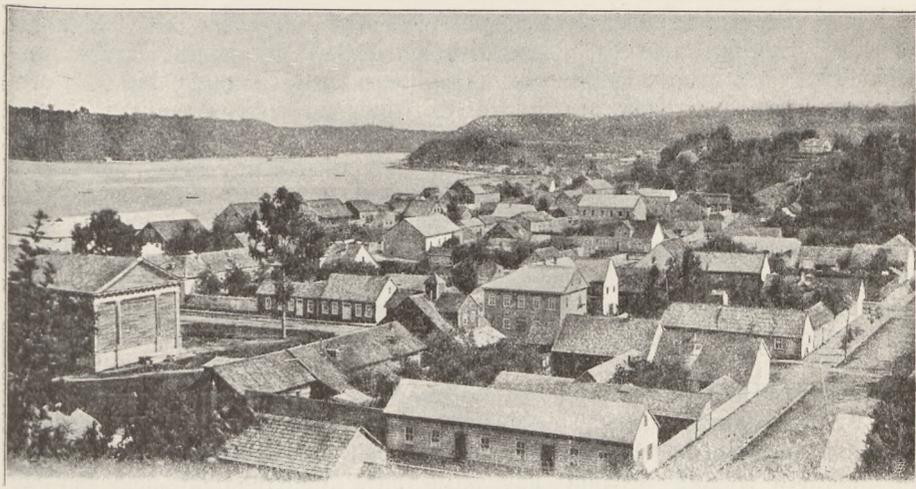
(Nach einer photographischen Aufnahme.)

Studien war, durchstreifte er auf mehreren Entdeckungszügen den ganzen Süden Chiles von Valdivia bis zum Feuerlands-Archipel. Als erster drang er tiefer in die Urwälder ein und gelangte auch zu dem mehrfach erwähnten Planquihuesee unweit des Golfes von Ancud. Die paradiesische Lage dieses Sees, die Fruchtbarkeit und der Wasserreichtum des ganzen Gebietes erweckten in seiner Seele den Gedanken, hier in dem menschenarmen, um nicht zu sagen menschenleeren Lande deutsche Kolonisten anzusiedeln, zu Nutz und Frommen des Landes sowohl als auch seiner Bestiedler.

Sobald er nach der Hauptstadt Santiago zurückgekehrt war, machte er für seine Ideen eifrig Propaganda, und es gelang ihm bald, die Regierungsbehörde für seine Pläne zu interessieren und sie zu überzeugen, daß eine Ansiedlung deutscher Kolonisten dem Lande in absehbarer Zeit beträchtlichen Nutzen bringen müßte. Philippi reiste nun im Auftrage der chilenischen Regierung nach Deutschland, um Kolonisten zu werben, und man kann sich leicht

denken, daß er bei seiner Begeisterung für seine ureigensten Ideen auch Begeisterung zu erwecken verstand, um so mehr, als die politischen Verhältnisse Deutschlands in der damaligen Zeit viel Unzufriedenheit gezeitigt hatten, und eine Reihe tüchtiger Bürger war gerne bereit, sich in dem Lande der Freiheit eine neue Heimat zu gründen. Leider erlitt der eifrige Vorkämpfer bald nach seiner Rückkehr nach Chile auf einer Entdeckungsexpedition im Jahre 1852 einen frühen Tod.

Ein anderer eifriger Pionier des Deutschtums in Südchile war Dr. Nied aus Regensburg, der sich im Jahre 1844 in Valparaiso als Arzt und Apotheker niedergelassen hatte und auf Anregung Philippis sich zu einem Besuche der in Frage stehenden Gebiete entschloß. Nach seiner Rückkehr von diesem sehr itrapaziosen Ausflug veröffentlichte er eine Broschüre: Über deutsche Aus-



Puerto Montt, Blick von der Ostseite.

(Nach einer photographischen Aufnahme.)

wanderung nach Chile. In derselben sagte er unter anderem: „Hier könnten wir unsere Sprache unverfälscht, unsere Nationalität unvermischt, unseren deutschen Sinn vor allen auswärtigen Einflüssen heilig bewahren, was nicht ohne erfreuliche Rückwirkung auf das Mutterland bleiben könnte. Bis jetzt sind unserer nur wenige hier. Wir träumen uns aber die Einöde bevölkert mit Brüdern und Schwestern aus dem alten stets teuren Vaterlande, wir hören den biedereren germanischen Gruß, wir hören das herzliche Lied durch unsere Wälder hallen, und wir leben der frohen Hoffnung, den schönen Traum verwirklicht zu sehen“.

Als dritten Förderer der Kolonisationsbestrebungen müssen wir Franz Kindermann bezeichnen, der in den fraglichen Provinzen sehr große Länderstrecken erwarb, um dort Deutsche anzusiedeln. Zuerst kamen 1846 noch auf

¹ Unold, „Das Deutschtum in Chile“.

Veranlassung des preussischen Konsuls Flindt zehn Familien und eine Anzahl unverheirateter junger Leute an. Dann begab sich Kindermann nach Deutschland, um seine Bestrebungen energischer fördern zu können. Es wurden zwei Kolonisationsgesellschaften mit dem Sitze in Berlin und Stuttgart gegründet und von diesen der größte Teil jener Ländereien angekauft, die sie wieder parzelliert abgeben sollten. Man erließ Aufrufe, und aus allen Theilen Deutschlands und Deutsch-Oesterreichs kamen Käufer und Ansiedler. Im Mai 1850 brach die erste größere Expedition unter der persönlichen Führung Kindermanns auf, um sich in dem verlockend geschilderten Lande eine neue Heimat zu suchen. Es waren der großen Mehrzahl nach Leute aus dem wohlhabenden, gebildeten Bürgerstande, die der alten Heimat den Rücken kehrten und ihre Zukunft hoffnungsvoll in weiter Ferne suchten.

Zu der damaligen Zeit nahm die Auswanderung nach Amerika, namentlich nach der Union immer größere Dimensionen an. Eine der wichtigsten Ursachen derselben war das Revolutionsjahr 1848 mit seinen Unruhen und Kämpfen, seinen großen Hoffnungen und bitteren Enttäuschungen, die viele veranlaßten, dem Vaterlande den Rücken zu kehren und die Freiheit in fernen Ländern zu suchen, da ihr in der Heimat anscheinend keine Stätte bereitet werden sollte. So fanden sich denn bald nach jener ersten Expedition wieder 85 Kolonisten unter der Führung des Majors a. D. und Rittergutsbesizers von Bischofshausen aus dem Königreich Hannover, dem Apotheker und Bürgermeister Anwandter in Kalau und dem Pfarrer Manz aus Kurhessen in Hamburg zusammen und traten den Weg nach dem gelobten Lande im fernen Südwesten an; nach viermonatlicher Fahrt trafen sie in Valdivia ein. Bald folgten ihnen noch mehrere hundert Landsleute in die neue Heimat.

Der erste Eindruck, den die Ankömmlinge in dem Lande der Zukunft empfangen, war kein günstiger, kein zu frohen Hoffnungen berechtigender. Das Gebiet von Südchile war durch die südlich des Biobio wohnenden tapferen und durchaus noch unbezwungenen Araucaner von den übrigen Provinzen des aufblühenden Landes getrennt und durch diese Isolierung fast ganz auf sich selbst angewiesen. Die Bevölkerung, der Hauptsache nach Abkömmlinge von früher eingewanderten Spaniern, war wenig zahlreich und wohnte vorzugsweise in den beiden bei der ersten Besiedelung gegründeten Städtchen Valdivia und Osorno. Das Land war weithin unbewohnt und mit Urwald bedeckt.

Aber wie sah es in den genannten Städtchen aus! Als der von der chilenischen Regierung zum Ansiedelungskommissär ernannte Don Perez Rosales am 12. Februar 1850 in Valdivia ankam, war er aufs tiefste empört über das, was er dort vorfand. Er selbst schildert seine Eindrücke mit folgenden Worten:

„Wir kamen nach Valdivia. Heiliger Gott! Wenn der Gründer jener Stadt mich auf dieser Reise begleitet hätte, so wäre er sicher schleunigst umgekehrt unter Verwünschungen über den Schlandrian seiner allzu nachlässigen Urenkel. Ich besitze ein Gemälde von Alex Simon, welches das traurige Bild jenes Schmutzhäufens drei Tage nach unserer Ankunft deutlich wiedergibt.

„Die Straßen hatten vielfach ihre Richtung und ihre Breite verloren. Die sehr niedrigen Häuser hatten Wände aus Baumstämmen, Dächer aus Brettern, mit Moos und Pflanzen bedeckt; nur wenige Fenster besaßen Glasscheiben. Um die Häuser mit Brennholz zu versehen, wurden, da es keine Wagen gab, Baumstämme aus dem nahen Urwald von Ochsen durch die Straßen geschleppt

und vor den betreffenden Hütten liegen gelassen, deren Besitzer täglich mit der Küchenart das nötige Brennmaterial von der Straße hereinholte. Auf der Westseite des Hauptplatzes sah man eine unfertige Holzkirche mit zwei geschmacklosen ungleichen Türmen. Auf diesem Platze wie in den Straßen pflegten die Bewohner von Valdivia täglich die Rindshäute zum Trocknen aufzuhängen. Aller Schmutz und Kehricht wurde auf dem Marktplatz abgelagert, und wenn einer im Hofe oder Garten etwas auszufüllen hatte, so holte er hier die hierzu nötige Erde.

„Ja, da es in dem benachbarten Gefängnis an einem Abtritt fehlte, so wurden von Zeit zu Zeit die Gefangenen auf den Marktplatz geführt, um hier ihre Notdurft zu verrichten. Ich erinnere mich, daß der Schmutz und Urat, der täglich am Fuße des fensterlosen Bretterkäfiges, Gerichtsgebäude genannt, abgelagert wurde, schließlich derart sich anhäuften, daß der damalige Kriminalrichter, R. Guerrero, energisch gegen solche Schweinerei reklamieren mußte.

„Der Drang nach Fortschritt und Bildung, der natürliche und allgemeine Wunsch, seine Lage durch rührige Tätigkeit zu verbessern, all dies schief oder existierte kaum.

„Wie auf den Hütten, so wuchs auf den Geistern mit größter Gemütsruhe das Moos, welches sonst nur an der Rinde vernachlässigter oder verfaulender Bäume sich bildet. Jedem Reisenden, der nach Valdivia kam, entrang sich der Ausruf: Wie großartig, schön und erhebend ist hier das Werk der Natur! Wie kleinlich, verwahrlost und abstoßend dagegen das Werk der Menschen! — Wer damals, wie ich, unmittelbar aus Kalifornien nach dem vernachlässigten Valdivia kam, der mußte sich aus einer Gegend mit fieberhafter Tätigkeit in eine solche des tiefsten und ruhigsten Schlafes versetzt fühlen. Die wohlhabenderen Bürger, zufrieden mit ihrer dürftigen Lebensweise, verlangten von der Arbeit nur das notwendigste, um in ihrer behaglichen Dürftigkeit verbleiben zu können. Die besitzlosen Tagelöhner arbeiteten infolge des niedrigen Lohnes und des Überflusses an Lebensmitteln nur so viel, um sich berauschen und faulenzeln zu können. Dem einen wie dem anderen fehlte der Trieb, welchen nur fremde Einwanderung in solchen durch Trägheit verkommenen Menschenhaufen zu wecken vermag.

„Die Provinz Valdivia, immer noch mit dem Namen „Presidio“ (d. i. Strafkolonie) behaftet, schien von dem Volke und der Regierung der Republik ganz vergessen worden zu sein, bis ein Intendant auf ihre Vorzüge aufmerksam machte.

„Bei dem herrlichen milden und gesunden Klima, bei dem ausgedehnten fruchtbaren Boden, bei dem Reichtum an Nuzzhölzern und anderen Naturschätzen, bei den vorzüglichen Wasserstraßen und dem herrlichen Seehafen (Corral) fehlte dem vergessenen Valdivia nur eines, um ein hervorragender Industrie- und Handelsplatz zu werden, nämlich die Bevölkerung, aber nicht jene Bevölkerung, welche, in einer von Natur reichen, aber an Kultur armen Gegend aufgewachsen nichts von Arbeit, Fortschritt und Zivilisation weiß, sondern eine solche, welche der Drang nach besserem Fortkommen und nach Freiheit aus den großen Kulturzentren fortreibt, um in dem jungfräulichen Amerika beides in höherem Grade zu suchen und zu finden. In Ländern, wie das unsrige, ist die tätige Mitarbeit des fremden Elementes ganz und gar unentbehrlich, als der mächtigste Faktor, der, indem er sich selbst zu bereichern sucht, den Wohlstand des Landes hebt, wo er sich niederläßt, welcher die Oden bevölkert und Tochter-

staaten bildet, die durch ihren Fleiß und Wohlstand oft bald das Mutterland überflügeln¹.

Und der oben genannte Einwanderer Apotheker Anwanderer berichtet:

„Landwirtschaft und Viehzucht stehen in Folge der Indolenz der Bevölkerung auf der niedersten Stufe; auch mit der gewerblichen Tätigkeit sieht es hier noch sehr übel aus, daher müssen alle besseren Sachen aus Valparaiso eingeführt werden. Hat der Chilene mit seiner Arbeit etwas verdient, so verzehrt er es sofort und in Ruhe und arbeitet nicht gern früher als bis das Bedürfnis ihn wieder treibt. Die Wohlhabenderen arbeiten dagegen noch weniger oder gar nicht und verdienen lieber durch Handel. Alle lieben den Luxus und geben für Gegenstände desselben leicht Geld aus. Um das Hauswesen bekümmern sich die Vornehmen gar nicht, sie halten dafür zahlreiche Dienerschaft; selbst die Wäsche wird außer dem Hause besorgt.

„Meist sitzt man die Chilenen untätig in der Stube sitzen oder spazieren gehen; der „Don“ sitzt im Mantel bis an die Nase eingewickelt, die „Doña“ in große, oft kostbare Umschlagetücher; aber noch nie habe ich gesehen, daß ein Buch gelesen worden wäre; denn das wäre schon eine Arbeit. Dagegen lieben sie leidenschaftlich Musik und Tanz, und es wird dazu geschritten, sobald nur einige beisammen sind“.

Daß die intelligenten, strebsamen und fleißigen Deutschen mit einer solchen faulen, jeder körperlichen und geistigen Arbeit abholden Bevölkerung leicht konkurrenz machen konnten, war sicher, und wenn das Land schon bei einer so nachlässigen Bearbeitung seine Bewohner ernährte, wie mußte es werden, wenn Fleiß und Intelligenz im Verein an die Arbeit gingen, dem Jahrhundert langen Schlendrian zu steuern und Ordnung und Wandel zu schaffen!

Aber die angekommenen Kolonisten waren zunächst keineswegs auf Rosen gebettet. Es drohten ihnen Schwierigkeiten aller Art, die schlimmsten von einer Seite, von der man sie am wenigsten vermutet hatte. Wir haben gesehen, daß die eingeseffene Bevölkerung, so lange sie zu essen und zu trinken hatte, sich um nichts kümmerte, am wenigsten um neue Länderewerbungen und Urbarmachung. Nun erfuhr sie, daß eine große Anzahl Kolonisten mit reichen Mitteln unterwegs sei, und die große Mehrzahl der Bevölkerung erwachte zum ersten Male aus ihrer Lethargie, nicht aber, um mit den Ankommenden zu konkurrieren, sondern um sie zu betrügen und ihnen ihre wirklichen oder vermeintlichen Schätze abzunehmen.

Man erhob Besitzansprüche auf alle Ländereien in der näheren und weiteren Umgebung Valdivias, um diese dann für einen möglichst hohen Preis an die Kolonisten zu verkaufen. Als der Regierungskommissär zur Landverteilung ankam, fand er zu seiner unangenehmen Überraschung, daß alle Staatsländereien in Privatbesitz übergegangen waren. Er war in peinlichster Verlegenheit, und als die Kolonisten ankamen, war es nur durch das Entgegenkommen einer geringen Anzahl einsichtsvoller Bewohner Valdivias möglich, für dieselben ein provisorisches Unterkommen zu finden.

Da half der Militärgouverneur von Süd-Chile, Oberst Viel, dem Regierungskommissär aus seiner großen Verlegenheit, indem er die ihm gehörende kleine Insel Tejas, Valdivia gegenüber, zur Verfügung stellte. Dieselbe wurde parzelliert und den Kolonisten gegen den äußerst billigen Preis von 2 bis

¹ Unold, „Das Deutschtum in Chile“.

4 Mark pro Hektar überlassen. Auch sonst kam man denselben von Seiten der Regierung in jeder Weise hilfreich entgegen.

Weil aber in nächster Zeit noch mehrere Schiffe mit Einwanderern ankommen sollten, so mußte in anderer Weise Rat geschaffen werden, da in der Nähe kein fußbreit Land mehr zur Verfügung stand. Kurz entschlossen rüstete der unermüdliche Kommissär Perez Rosales eine Entdeckungs-Expedition aus und stellte sich selbst mit einigen Deutschen an die Spitze derselben. Sie zogen über Union, damals ein armseliges Dorf südlich von Valdivia, nach Djorno und trafen unterwegs überall genügend freies Land, das ihnen aber für ihre Zwecke nicht besonders geeignet erschien. Deshalb drangen sie unter nicht geringen Strapazen in den Urwald ein und kamen endlich nach vielen Mühen und Entbehrungen an dem mehrfach erwähnten herrlichen Lanquihuesee an.

Sie gewannen bald die Überzeugung, daß diese Gebiete zu Kolonisationszwecken hervorragend geeignet seien. Durch Niederbrennen großer Waldgebiete wurde ein bequemer Zugang zu dem See ermöglicht, und hier sowohl wie zu Djorno und Union verteilte man Staatsländereien an die neu angekommenen Deutschen.

(Schluß folgt.)

Eisbootsfahrten auf dem Wattenmeer an Schleswigs Küste.

Von P. Jugwer.

Zu den interessantesten Gebieten Deutschlands gehört ohne allen Zweifel das sich an Schleswigs Küste ausdehnende Wattenmeer. Durch die Uferschutz- und Landbefestigungsarbeiten, welche hier in den letzten Jahren zur Ausführung gelangen, werden unsere Blicke immer wieder und wieder auf das eigenartige Meer gelenkt, wo auf die Jahrhunderte der Zerstörung endlich das Zeitalter der Zurückeroberung seinen Anfang genommen hat. Die Inseln und Inselbrocken, jene kleinen Halligen, werden durch immer mehr Dämme unter sich und mit dem Festlande verbunden und dabei hülft das Wattenmeer ein Stück seiner so eigenartigen Natur nach dem anderen ein. Wenn in absehbarer Zeit der Verkehr zwischen dem Festlande und den nordfriesischen Inseln und Halligen auch zur Winterzeit auf den über das Watt geschlagenen Dämmen stattfinden kann, dann werden auch die Eisboote an das Altertumsmuseum abgeliefert werden können. Bis dahin aber müssen sie, wenn die Eisverhältnisse es erfordern, noch in den Dienst gestellt werden.

Wenn zur Winterzeit der Frost einsetzt, die Gewässer des Festlandes mit einer Eisdecke belegend, dann sträubt sich die freie See noch hartnäckig, eine solche Decke anzunehmen. Nun hält mit dem eintretenden Frost aber gewöhnlich auch der Ostwind seinen Einzug, und der bewirkt es dann, daß das Wasser vom Ufer aus in das Gebiet der offenen See zurückgedrängt wird. Kommt die Flut, dann steigt sie meistens nicht so hoch wie sonst; aber nur zur Ebbezeit fällt das Wasser dann noch um so tiefer, weil der Ostwind dem Ebbestrom zu

Hilfe kommt. Es tritt somit sehr oft bei eintretendem Frost ein recht tiefer Wasserstand im Wattenmeer ein, und mit diesem geht die Eisbildung nun Hand in Hand. Der immer stärker werdende Frost belegt die Watten bald mit einer dünnen Eisdecke. Auch an den Rändern der vielverzweigten Wasserläufe auf den Watten bildet sich Eis. Kommt nun die Flut zurück, dann zerbricht sie die blanke Decke und schiebt deren Trümmer übereinander. Nach und nach werden die sich auf diese Art bildenden Eisberge immer höher und höher, oft gar gewaltige Dimensionen annehmend. Dann scheint es wohl, als wenn das ganze Wattenmeer zu einer ununterbrochenen Eisfläche geworden sei. Es ist aber noch lange Zeit hindurch eine recht trügerische Brücke, welche die Inseln und Halligen unter sich und mit dem Festlande verbindet. Je nachdem die Wattenströme zur Flut- oder Ebbezeit unter dem Eise anschwellen oder sich verlaufen, heben sie das Eis oder senken es wechselweise. Dabei bekommt es dann Risse und Spalten, den Seevögeln und Seefischen zum Nutzen, dem Wanderer, der sich auf das Eisgebiet hinauswagte, aber oft zu einem unüberwindbaren Hindernis werdend.

Zur Winterzeit ist der Verkehr zwischen dem Festlande und den nordfriesischen Inseln und Halligen oftmals ganz besonders schwierig, ja ab und zu auf kürzere oder längere Zeit ganz unterbrochen. Dann kommt es vor, daß man einen Tag um den anderen vergebens auf die Möglichkeit einer Überfahrt warten muß, wie es u. a. in den Wintern von 1890 auf 1891, 1891 auf 1892, 1892 auf 1893, 1894 auf 1895, 1896 auf 1897 der Fall gewesen ist. So lange es mir irgend angeht, wird die Verbindung zwischen dem Festlande und den Inseln durch Postdampfschiffe unterhalten. Geraten jene Eisberge, die sich — wie ich oben ausführte — im Wattenmeere bildeten, ins Treiben, dann wird die Sache für die Postdampfschiffe gefährlich und diese müssen ihre Fahrten einstellen. Bis sich aber eine feste Brücke bildet, und der Verkehr zu Schlitten oder gar zu Fuß aufgenommen werden kann, vergeht, namentlich wo es sich um das Überbrücken tiefer Wasserströme handelt, noch geraume Zeit. Inzwischen wird das Eisboot in den Dienst gestellt. Es ist das einzige Seefahrzeug, das noch am Strande liegt, während alle anderen Schiffe und Boote in Sicherheit gebracht sind. Dieses Boot wird nun in den Dienst der Postverwaltung genommen.

Wer da gezwungen ist, eine Tour von dem Festlande nach der Insel Föhr oder Sylt, respektive von dort nach dem festen Wall zu machen, der muß sich dem Eisboote anvertrauen. Das kann er auch; denn die vier Eisbootfahrer sind unsichtige und seetüchtige Männer, die das Gebiet des Wattenmeeres und die Handhabung des Eisbootes ganz genau kennen. Jeder Mitfahrende muß sich von vornherein gewärtigen, daß eine Eisbootfahrt eventuell recht viel Zeit in Anspruch nehmen kann. Die Ankunftszeit am jenseitigen Ufer kann nicht vorher genau angegeben werden, sondern sie richtet sich eben nach den mehr oder minder schwierigen Hindernissen, die unterwegs zu überwinden sein werden. Es empfiehlt sich also Proviant mitzunehmen; denn es kann vorkommen, daß man von Föhr nach Dagebüll hinüber (oder umgekehrt) 6 bis 8 Stunden unterwegs sein muß. Reisende zwischen Sylt und Hoier können sogar 12 bis 14 Stunden auf dem Eise zubringen müssen. Da gilt es denn auch, sich so zu kleiden, daß man der Unbill der Witterung trotz zu bieten vermag. Unsere Eisbootfahrer haben sich mit dicker Kleidung aus Wolle versehen und über diese den Drock gezogen. Ihre Füße und Beine stecken in hohen Seektiefeln und den Kopf schützt der

praktische Südwesten. So ausgerüstet können sie schon einen ordentlichen Puff vertragen. Dazu gibt es unterwegs auch noch Arbeit genug, so daß sie die Wärme wohl halten können. Einer von ihnen wirft einen schweren, versiegelten Sack aus wasserdichtem Öltuch in das Boot. Er enthält die Postfächer, für deren Beförderung die Fahrt eigentlich hauptsächlich unternommen wird. Wir wollen sie im Gedanken mitmachen. Zunächst geht es über den Eisrand hinweg. Wir fassen mit den Schiffern den Rand des Bootes und helfen dieses über das Eis hinschieben. Dort blinkt offenes Wasser. Die Eisbootschiffer rufen uns zu, daß wir in das Boot hineinspringen sollen. Jetzt gleitet das Boot dem eisfreien Wasser zu und nun schwingen sich auch die vier Führer behende in das kleine Fahrzeug hinein. Die taktmäßigen Ruderschläge der sachkundigen Leute bringen uns rasch vorwärts. Doch dort türmt sich uns ein Eisberg entgegen. Der muß überklettert werden. Vielleicht fällt uns das Erklettern des Kolosses recht schwer; aber die friesischen Schiffer greifen mit zu und mit vereinten Kräften gelingt es uns, den Kamm des Eisblockes zu erklimmen. Die Schiffer verstehen das schon besser; aber nicht so leicht ist es das Boot auch nachzuziehen. Doch auch diese Arbeit gelingt und nun beginnt der Marsch über den Eisberg. Schwieriger als der Aufstieg ist schier noch der Abstieg. Die Männer haben ein Einsehen mit uns und deshalb lassen sie uns das Eisboot rechtzeitig besteigen. Sie selbst aber schieben es noch weiter gegen das Wasser hin. In dem Augenblick als das Boot in das Wasser gleitet, gedenken sie in dieses hineinzuspringen. Vielleicht glückt ihnen das, möglicherweise bricht das Eis aber auch unter ihren Füßen und sie sinken bis an den Leib in das Wasser. Da sie sich aber gut festhalten, so vermögen sie sich alsbald in das Boot hinein zu retten. Oft ist die Übersteigung eines solchen Eisberges so mühsam, daß sie eine stundenlange angestrengte Arbeit erfordert. Unsere Eisbootschiffer haben ein sachkundiges Auge. Sie erkennen es schon vorher, ob sich die Übersteigung verhältnismäßig leicht oder schwer machen läßt. Sehen sie hervorragende Schwierigkeiten vor sich, dann machen sie den Versuch den Eisblock zu umgehen, dabei lieber etwas viel Zeit opfernd.

Es fragt sich nun, wie oft man unterwegs einen Eisberg zu überklettern oder zu umgehen hat, und danach richtet es sich dann, wie lange man bei einer solchen Eisbootfahrt auf dem Eisgefilde des Wattenmeeres zubringen muß. — Unterwegs begegnet uns nun vielleicht ein vom jenseitigen Ufer daherkommendes Eisboot. Möglicherweise wird dasselbe in dem Augenblick an dem jenseitigen Rande eines Eisberges hinaufgezogen, während das unserige an der diesseitigen Kante heraufgebracht wird. Dann können die Eisbootfahrer sich auf dem Eise begrüßen, ja, wenn ein solcher gerade zur Hand ist, einen guten Tropfen mitten auf dem Eise des Wattenmeeres gemeinschaftlich trinken. Derartige ist schon oft vorgekommen. — Endlich ist der Strand, nach dem wir schon so oft sehnsüchtig hinausschauten, recht nahe herangerückt. Es gilt nun noch, die letzten Schwierigkeiten zu überwinden, und dann betritt unser Fuß wieder das sichere Land. Wir sind froh, daß wir den Gefahren des Eises glücklich entgangen sind. Wenn wir darauf von Dagebüll oder Hoierschleuse aus mit der Eisenbahn weiter reisen, dann kommt uns diese Art der Reise fast wie eine Erholung vor, und uns überkommt dabei das Gefühl der jetzigen absoluten Sicherheit und Geborgenheit.

Die Eisbootschiffer aber tragen bald den für sie schon bereitliegenden Allemenfack mit den Postfächern wieder in ihr Boot, um diesen den heimatischen

Gestaden zuzuführen. Sie scheinen wenig Müdigkeit zu verspüren, sind sie ja doch kernige, abgehärtete Naturen, Männer, die das Wattenmeer ganz genau kennen. Sie wissen, wo das richtige Fahrwasser ist, wo sich die Tiefe befindet, und auch, wo Untiefen, Sandbänke u. dgl. vorhanden sind.

Wenn nun der Frost anhält, dann wird auch das Eis im Wattenmeergebiet nach und nach immer stärker. Das dünne Eis vermag das Eisboot zu durchschneiden oder zu durchbrechen. Zuletzt wird das Eis so stark, daß es den Wanderer trägt. Dann kann die Botenpost oder die Schlittenpost eingerichtet werden. Das ist meistens zuerst zwischen den Halligen und dem Festlande oder zwischen Sylt und dem Festlande, später erst zwischen diesem und Föhr der Fall.

Steht das Eis, dann läßt sich die Fahrt mit dem Eisboot nicht mehr machen. Unsere Eisbootfahrer versuchen zwar alles mögliche, und sie lassen sich selbst durch die ersten Fehlschläge nicht entmutigen; aber zuletzt müssen sie doch gestehen: Es geht nicht mehr. Jetzt gehen dann Boten mit den Postfächern über das Eis, oder ein Schlitten nimmt diese Sachen auf. Ist Aussicht vorhanden, daß das Frostwetter andauern wird, dann stellt man allerlei Zeichen, Baken genannt, auf dem Eise auf, damit die feste, sichere Straße zu erkennen ist, gerade so, wie auch Baken dem Schiffer auf dem Wattenmeere den Weg zeigen. Endlich wird das Eis unter Umständen gar so fest, daß man den Verkehr zwischen den Inseln und dem Festlande mit Pferd und Wagen unterhalten kann. Das ist freilich nur recht selten der Fall. Die friesischen Chronisten wissen aber doch manche Jahre anzugeben, in welchen es so gewesen ist, z. B. 1563, 1658, 1684, 1685, 1708, 1740, 1786, 1814. Eine Wanderung über die Eisdecke des Wattenmeeres ist aber noch weit anstrengender als eine Fahrt auf und mit dem Eisboot. Dazu ist sie in der Regel mindestens ebenso gefahrdrohend. Besonders gefährlich sind die Eisbootfahrten und die Wanderungen über das Eis, namentlich dann, wenn dichter Nebel steht oder wenn Schneetreiben eintritt. Unter Umständen kann auch jede Verbindung zwischen dem Festlande und den friesischen Inseln zur Winterszeit auf längere oder kürzere Zeit gänzlich aufgehoben werden.

So war, um ein Beispiel anzuführen, die Insel Bellworm vom 16. Dezember 1890 bis zum 24. Februar 1891 ohne jegliche Verbindung mit dem Festlande, und nur einzig und allein der Telegraph berichtete nach Bellworm hinüber, was in der übrigen Welt vorging. Noch liegen die Zeiten nicht weit hinter uns, in denen die Halligen noch keine Telegraphenverbindung mit dem Festlande hatten. Da erfuhren sie denn zur Winterszeit oft eben gar nichts von dem, was sich in der Welt abspielte. So konnte es denn kommen, daß man am 22. März 1888 auf einer der Halligen den Geburtstag des Kaisers Wilhelm I. noch festlich beging, während das Auge des großen Kaisers doch schon längst im Tode erloschen war. Daß unsere Inselbewohner — und namentlich noch die Bewohner der kleinen weltentlegenen Halligen — sich zur Winterzeit, wenn Eis das Wattenmeer bedeckt, mancherlei oft recht eigenartige Entbehrungen gefallen lassen müssen, ist selbstverständlich.

Astronomische und physikalische Geographie.

Zur Bestimmung der geographischen Position auf Seereisen.

Hat auch die „nautische Astronomie“ eine lange, Jahrhunderte alte, sehr lehrreiche und äußerst interessante Geschichte hinter sich, so hat sie ihre großartigste Entwicklung erst in den letzten Jahrzehnten genommen, wir möchten sagen, unter den Augen der nunmehr im Absterben begriffenen Generation der Fachleute (zu der sich eben Verfasser dieser Zeilen einrechnet). Die Ausbildung der Methode der Ortsbestimmung nach Standlinien, die hohe Vervollkommnung der Chronometer, die Vereinfachung mancher Rechnung durch vorausberechnete Tafeln, indirekt aber das Verschwinden des Segelschiffes und die enorme Abföhrung in der Dauer der Seefahrten durch die Einführung schnelllaufender Dampfschiffe hat in der Praxis der Schiffsföhrung gewaltige Umwälzungen gebracht. Wir haben nicht die Absicht, in Details einzugehen und möchten hier nur ein einziges Beispiel der veränderten Verhältnisse anführen. Wie viel Mühe gab man sich noch vor 30 Jahren, um die störende Einwirkung der Eisenmassen eines Schiffes auf den Kompaß im Hafen vor Antritt der Reise zu ermitteln! Es wurde eine zeitraubende Operation vorgenommen, das Schiff mußte im Hafen einmal nach rechts, dann nach links ganz im Kreise gedreht werden, wobei etwa von 20 zu 20° zwecks Ausführung bestimmter Beobachtungen Halt gemacht werden mußte. Dann erfolgten Berechnungen, Entwürfe von Diagrammen, Anlage von Tabellen. Und da war man erst nicht beruhigt, denn man wußte ganz bestimmt, daß Kurven, Diagramme und Tabellen jeden Wert verloren, wenn man die geographische Breite um 7 oder 10° verändert hatte. Man hatte zwar Mittel, um die Richtigkeit der vom Kompaß angezeigten Richtungen durch astronomische Beobachtungen zu kontrollieren, wie aber, wenn durch mehrere Tage weder Sonne noch Land gesichtet wurde und nunmehr auf die Genauigkeit des Kurfes hoher Wert zu legen war? Und wo könnte sich heutigentages ein Dampfer, der mit jeder Stunde sparen muß, dazu hergeben, im Hafen einen ganzen Tag der Deviationsbestimmung zu opfern? Heutigentages macht man sich eben daraus keine Sorge, das Schiff geht ruhig in See, und wenn es einmal im freien Wasser dampft, bestimmt man die Lokaldeviation auch bei Nebel und bewölktem Himmel und wenn man auch kein Landobjekt sieht, kann man diese Operation zu jeder Zeit und unter allen Umständen ausführen.

Freilich gibt es auch heute noch trotz des hohen Standes der Instrumententechnik und der Wissenschaft noch ungelöste Probleme, wie z. B. jenes der Messung der Höhe der Gestirne bei mangelhafter Sichtbarkeit des Meereshorizonts, aber über kurz oder lang werden auch diese Fragen sicherlich einer befriedigenden Beantwortung zugeführt werden. Auf alle Fälle kann der Seemann heute mit einem ganz anderen Grad der Sicherheit rechnen, als dies vor noch verhältnismäßig kurzer Zeit der Fall war. Und nun soll ihm aber seine Aufgabe durch die drahtlose Telegraphie noch um ein bedeutendes erleichtert werden.

Das Chronometer wurde bekanntlich schon zu einer Zeit, als die Methode der Standlinien noch nicht ausgebildet war, als „die Seele des Schiffes“ bezeichnet, heute gilt dieser Ausdruck ganz buchstäblich, das Chronometer bildet die Grundlage der Ortsbestimmung. Als es erfunden wurde und lange Zeit nachher noch galt das Chronometer als Mittel für die Bestimmung der geographischen Länge des Schiffes, heute werden bei gehöriger Verwertung der Standlinien beide Koordinaten auf Grund der Angaben des Chronometers und der gemessenen Höhen bestimmt. Wenn aber vom Chronometer die Rede ist, so versteht man darunter ein genau reguliertes Chronometer, das ist ein Chronometer, dessen Stand gegen die Zeit des ersten Meridians und dessen Gang genau bekannt sind. Nun hat die Uhrmacherkunst auch gewaltige Fortschritte gemacht, berühmte Chronometerfabrikanten liefern Uhren, welche wunderbar regelmäßige Gänge zeigen. Allein, wo ist der Mechanismus, welcher immer und unter allen Umständen absolut verlässlich ist? Der Seemann muß daher seine Längenuhr so oft, als sich ihm Gelegenheit dazu bietet, und zwar möglichst häufig kontrollieren. In hoher See ist das zwar durch astronomische Messungen theoretisch möglich, aber praktisch umständlich. Und nun laufen wieder Wissenschaft und Technik dem Seemann zu Hilfe. J. Hefele, zweiter Offizier des Gildampfers „Deutschland“, hat vor kurzem den Vorschlag gemacht, mittels drahtloser Telegraphie den auf See befindlichen Schiffen Zeitsignale für die Chronometerkontrolle zu geben. Und es scheint, daß die Idee demnächst verwirklicht werden wird. Denn schon anfangs 1906 hatte der Staatssekretär des Kriegsmarineamtes in Berlin angeregt, die Funkenprachstation der Reichspostverwaltung in Norddeich diesem Zwecke dienstbar zu machen. Die angestellten Versuche haben die Möglichkeit der praktischen Durchführung dieser

Signale und ihre vollkommen ausreichende Genauigkeit im Prinzip erkennen lassen. Es ist daher in das Budget des Reiches pro 1907 der Betrag von 5000 Mark für die notwendigen Einrichtungen bei der Station eingestellt worden. Es soll nunmehr in Norddeich eine astronomische Pendeluhr aufgestellt werden, die zu bestimmten Stunden die Zeitsignale selbstständig abgeben wird. Das kaiserliche Marine-Observatorium in Wilhelmshafen wird die Genauigkeit der Uhr kontrollieren. Der Wirkungsbereich der Station wird 800 bis 900 Seemeilen betragen. Es ist natürlich anzunehmen, daß England, Frankreich und die Vereinigten Staaten von Amerika diesem Beispiele folgen werden, und man kann sich vorstellen, welche bedeutenden Vorteile der Schiffsführung erwachsen werden, wenn derlei Stationen auf beiden Seiten des Atlantischen Ozeans und später in Ostasien, auf den Westküsten Amerikas usw. errichtet werden.

Politische Geographie und Statistik.

Zahl der in den fünf Erdteilen den einzelnen Religionsbekenntnissen angehörenden Menschen.

Wie bekannt, leben auf der Erde mehr als 1500 Millionen Menschen; welchen Religionsbekenntnissen dieselben angehören, soll folgende Zusammenstellung erläutern. Es leben in:

| Bekenntnisse | Europa | Asien | Afrika | Amerika | Australien Ozeanien | Summe |
|---|-------------|-------------|-------------|------------|------------------------|-------------|
| Katholiken | 177,657.261 | 11,513.276 | 3,004.563 | 71,350.879 | 1,088.821 | 264,614.800 |
| Protestanten | 97,293.434 | 1,926.108 | 1,663.341 | 62,556.967 | 3,543.600 | 166,983.451 |
| Griechisch-Orthodoxe | 97,059.644 | 12,034.149 | 53.479 | — | — | 109,147.272 |
| Schismatische Orientalen | 220.394 | 2,726.053 | 3,608.466 | — | — | 6,554.913 |
| Anderer christliche Bekenntnisse | 1,736.464 | 436.907 | — | — | — | 2,173.371 |
| Juden | 8,542.438 | 763.905 | 700.000 | 1,015.092 | 15.172 | 11,036.607 |
| Mohammedaner | 8,048.249 | 154,000.000 | 40,000.000 | — | — | 202,048.249 |
| Brahmanen | — | 210,000.000 | — | 100.000 | — | 210,100.000 |
| Altindische Kulte | — | 12,113.756 | — | — | — | 12,113.756 |
| Buddhisten | — | 120,000.000 | — | 2.000 | 50.000 | 120,250.000 |
| Konfuzianer | — | 235,000.000 | — | — | — | 235,000.000 |
| Taoisten und Schintoisten | — | 49,000.000 | — | — | — | 49,000.000 |
| Fetischanbieter und andere Heiden | — | 5,000.000 | 132,000.000 | 7,150.000 | 600.000 | 144,750.000 |
| Ohne Angabe | 863.937 | 431.838 | — | 1,394.512 | 151.195 | 2,844.482 |

Es leben somit auf der Erde von 1536,616.891 Bewohnern 35,76 Prozent Christen, 0,71 Prozent Juden, 13,15 Prozent Mohammedaner, 13,67 Prozent Brahmanen, 0,78 Prozent Altindischer Kulte, 7,82 Prozent Buddhisten, 15,30 Prozent Konfuzianer, 3,20 Prozent Taoisten und Schintoisten, 9,42 Prozent Fetischanbieter und andere Heiden und 0,19 Prozent ohne bestimmtes Religionsbekenntnis.

Vergleichen wir die einzelnen Erdteile für sich, so kommen in Europa auf 391,421.812 Bewohner 45,40 Prozent Katholiken, 24,85 Prozent Protestanten, 24,80 Prozent Griechisch-Orthodoxe, 0,50 Prozent andere christliche Religionsbekenntnisse, 2,18 Prozent Juden, 2,05 Prozent Mohammedaner und 0,22 Prozent ohne Angabe des Bekenntnisses.

Von den 814,945.992 Menschen in Asien entfallen 28,24 Prozent auf die Konfuzianer, 25,79 Prozent auf Brahmanen, 14,73 Prozent auf Buddhisten, 18,90 Prozent auf Mohammedaner, 6,01 Prozent auf Taoisten und Schintoisten, 3,51 Prozent auf Christen, 0,08 Pro-

zent auf Juden und 2,14 Prozent auf die übrigen Kulte und Heiden. Von den 181,029,849 in Afrika lebenden Menschen sind 72,92 Prozent Fettschambeter und andere Heiden, 22,10 Prozent Mohammedaner, 4,60 Prozent Christen und 0,38 Prozent Juden. In Amerika entfielen auf 143,767,450 Bewohner 49,62 Prozent Katholiken, 43,50 Prozent Protestanten, 4,98 Prozent Fettschambeter und andere Heiden, 0,72 Prozent Juden und 1,18 Prozent auf Brahmanen, Buddhisten etc. In Australien und Ozeanien mit 5,451,788 Einwohnern finden wir 65,00 Prozent Protestanten, 19,98 Prozent Katholiken 11,00 Prozent Fettschambeter und andere Heiden, 0,91 Prozent Buddhisten, 0,28 Prozent Juden und 2,83 ohne Angabe des Religionsbekenntnisses.

Vergleichen wir die einzelnen Erdteile untereinander in Hinsicht ihrer Religionsbekenntnisse, so entfallen auf die Katholiken in Europa 67,14 Prozent, in Amerika 26,96 Prozent, in Asien 4,35 Prozent, in Afrika 1,14 Prozent und in Australien 0,41 Prozent; dagegen auf die Protestanten in Europa 58,27 Prozent, in Amerika 37,46 Prozent, in Australien 2,12 Prozent, in Asien 1,15 Prozent und in Afrika 1,00 Prozent. Was die übrigen christlichen Religionsbekenntnisse betrifft, von denen mehr als 92 Prozent auf die Griechisch-Orthodoxen entfallen, befinden sich in Europa 84,00 Prozent, in Asien 12,90 Prozent und in Afrika 3,10 Prozent. Die Juden, welche in allen Weltteilen vertreten sind, kommen am häufigsten in Europa mit 77,40 Prozent vor, welchem Erdteil sich Amerika mit noch 9,20 Prozent anschließt, während Asien 6,92 Prozent, Afrika 6,34 Prozent und Australien nur 0,14 Prozent aufzuweisen haben. Die Mohammedaner werden in Asien mit 76,22 Prozent, in Afrika mit 19,80 Prozent und in Europa mit 3,98 Prozent gezählt. Von den übrigen Kulturen, welche mit wenigen Ausnahmen, so 0,05 Prozent Brahmanen und 0,16 Prozent Buddhisten in Amerika, nur in Asien wohnen, wären nur noch die Fettschambeter und andere Heiden zu erwähnen, von denen 91,20 Prozent in Afrika, 4,94 Prozent in Amerika, 3,45 Prozent in Asien und 0,41 Prozent in Australien und Ozeanien haufen. Brataffevic.

Die Entwicklung des Viehstandes in Preußen.

In der preussischen Monarchie sind seit dem Jahre 1816 Viehzählungen vorgenommen worden. Die „Statistische Korrespondenz“ veröffentlicht eine tabellarische Uebersicht der in diesem neunzigjährigen Zeitraum erzielten Ergebnisse dieser Zählungen. Danach ist von allen Viehgattungen bei den Pferden die Entwicklung am ruhigsten gewesen. Sie war zwar günstig, schritt aber doch so langsam vorwärts, daß 1906, wenn man die neuen Provinzen beiseite läßt, nur gerade doppelt so viel Pferde vorhanden waren als 1816 (insgesamt und einschließlich der neuen Provinzen 1906: 3,018.443; 1816: 1,243.261).

Der Bestand der Rinder ist stärker angewachsen; doch übersteigt das Endergebnis, ebenfalls unter Beglassung der neuen Provinzen, die Verdoppelung nicht sehr weit (insgesamt waren 1906: 11,646.908, 1816 dagegen 4,013.912 Stück Rindvieh gezählt worden). Dabei darf nicht übersehen werden, daß die Entwicklung bei Rindern nicht stetig, sondern mitunter sprunghaft fortgeschritten ist. So ist beispielsweise im Jahre 1902 ein Rückgang von fast einer halben Million eingetreten, der aber in den beiden darauffolgenden Jahren mehr als ausgeglichen worden ist.

Ungemein rasch, jedoch auch erst seit neuerer Zeit, ist die Zunahme des Bestandes an Schweinen vor sich gegangen. Während 1816 nur erst knapp 1½ Millionen von ihnen vorhanden waren, hatte sich bis zum Jahre 1906 der Bestand allein in den alten Provinzen auf mehr als 11 Millionen, insgesamt also auf weit über 15 Millionen Stück vermehrt. Anfang der neunziger Jahre fing erst die starke Vermehrung an. Noch bis in die achtziger Jahre hinein war der Bestand an Schweinen erheblich geringer als der an Rindern; im Jahre 1900 war der Bestand beider Viehgattungen ziemlich gleich, gegenwärtig ist der Schweinebestand 4 Millionen, also über 33½ Prozent höher als der der Rinder.

Die Entwicklung der Schafe hat einen entgegengekehrten Verlauf genommen. Im Jahre 1816 waren sie mit mehr als 8¼ Millionen so zahlreich, wie keine andere Viehgattung; dann begann bis 1864 eine allmählich stetig zunehmende Zunahme bis auf mehr als 19¼ Millionen, also auf eine höhere Zahl, als der übrige Viehbestand zusammen genommen. Von da ab aber begann ein unaufhaltbarer Niedergang, so daß der Bestand an Schafen im Jahre 1906 sich auf noch nicht 5½ Millionen Stück belief.

Bei Ziegen war dagegen die Entwicklung eine stetig steigende, von 1816 bis 1904 war eine Vermehrung um fast 150 Prozent eingetreten. Im Jahre 1906 ist eine Zählung der Ziegen nicht vorgenommen worden.

Aus alledem wird man ersehen, daß die Viehzucht in Preußen, ebenso wie in ganz Deutschland, sich — ausgenommen die Schafe, weil für die Wolle der nötige Zollschuß

fehlt — in günstigster Weise stetig entwickelt. Diese Entwicklung zu schützen und zu kräftigen, liegt nicht bloß im Interesse der Viehzüchter, sondern in dem der Allgemeinheit.

Zur Statistik der französischen Arbeiterbewegung im Jahre 1905.

Das amtliche „Bulletin de l'Office du travail“ hat unlängst einige Daten über die französische Arbeiterbewegung im Jahre 1905 und ihre Ergebnisse bis einschließlich 1. Jänner 1906 veröffentlicht, denen wir nach den „Annales des Sciences politiques“ folgende interessante Mitteilungen entnehmen:

Am 1. Jänner 1906 gab es in Frankreich 4857 Arbeitersyndikate mit 836.134 Mitgliedern, was gegenüber dem Vorjahre eine Zunahme um 232 Syndikate und 54.790 Mitglieder bedeutet. In dieser Zahl sind auch 69.355 Frauen einbezogen, von denen 22.136 im Seinedepartement ansässig sind. Von diesen Arbeitersyndikaten waren 3572 Vereine mit zusammen 757.344 Mitgliedern zu 167 Unionen oder Föderationen vereinigt, von denen 56 ihren Sitz im Seinedepartement haben. Als Schöpfungen dieser „Unionen“ waren auch 125 „Arbeitsbörsen“ zu nennen (11 mehr als am 1. Jänner 1905), die 2481 Syndikate mit 422.336 Arbeitern vertraten. Die Zahl der „gemischten“, d. h. aus Arbeitgebern und Arbeitnehmern bestehenden Syndikate betrug am 1. Jänner 1906: 140 (gegenüber 144 und 153 an den gleichen Zeitpunkten der Jahre 1905 und 1904) mit 28.175 Mitgliedern oder 2395 Mitgliedern mehr als im Vorjahre.

Die Zahl der Streiks betrug nach der von der „Direction du travail“ herausgegebenen „Statistique des grèves et recours à la conciliation et à l'arbitrage survenus pendant l'année 1905“ in dem genannten Jahre 830, die Streikenden in runder Schätzung 177.700 und die der dadurch herbeigeführten arbeitslosen Tage 2,746.700. Da im Vorjahre die Zahl der Streiks 1026, die der Streikenden 271.000 und die der ausgefallenen Arbeitstage 3,934.000 betragen, war also in jeder Hinsicht eine Abnahme der Streiks und ihres Umfanges zu verzeichnen.

Die Streikbewegung machte sich besonders geltend in der Textilindustrie (130 Streiks, 25.500 Streikende), dem Baugewerbe (121 Streiks, 32.400 Streikende), der Metallverarbeitungsindustrie (112 Streiks, 26.500 Streikende), der Lederindustrie (94 Streiks, 16.200 Streikende) und dem Speditionsz- und Transportgewerbe (87 Streiks, 15.400 Streikende).

In 677 von diesen 830 Ausständen waren die Ausständigen ganz oder zum Teil Mitglieder des Syndikats ihres Berufszweiges; 34 Syndikate wurden im Laufe eines Streiks oder unmittelbar nach demselben gegründet.

Die Syndikate und Vereinigungen haben ihren Mitgliedern (und mitunter auch den nicht im Syndikat befindlichen Arbeitern) in 56 Fällen regelmäßige Unterstützung gewährt. In manchen Fällen haben die von den Streiks betroffenen Arbeitgeber einen Teil des den Arbeitern erwachsenen Lohnentganges auf sich genommen. Ein Arbeitgeber hat während eines eskalierenden Streiks den Kindern seiner Arbeiter und den arbeitsunfähigen Alten pro Tag und Kopf ein Pfund Brot verabreichen lassen; derselbe Arbeitgeber ließ, als in einer anderen Fabrik seiner weitverzweigten Unternehmungen ein dreizehntägiger Streik ausgebrochen war, den Streikenden den Lohn für sechs Tage auszahlen; und ähnliche Fälle teilweiser Lohnauszahlung trotz freiwilliger Arbeitseinstellung der Arbeiter kamen mehrfach vor.

Die Ursache der Ausstände waren: 1. Forderungen von Lohnerhöhungen, teils allein, teils in Verbindung mit anderen Forderungen (471 Streiks = 56,75 Prozent mit 124.000 Streikenden); 2. Lohnvermindierungen (41 Streiks, 5400 Streikende); 3. Personenfragen (Forderung der Wiedereinstellung von Arbeitern oder der Entlassung von Arbeitern oder Wertmeistern) in 271 Fällen (32,65 Prozent); 4. Forderung der Verminderung der täglichen Arbeitszeit (133 Fälle).

Die Streiks brachten den Arbeitern in 184 Fällen (22.900 Streikende) einen vollen Erfolg, in 361 Fällen mit 125.000 Streikenden einen teilweisen Erfolg und in 285 Fällen mit 29.800 Streikenden eine Niederlage.

Das Gesetz vom 27. Dezember 1892 über die staatliche Vermittlung ist in 246 Fällen (= 29,64 Prozent) zur Anwendung gelangt, darunter 88mal auf Anregung der Arbeiter, 4mal auf Anregung der Arbeitgeber, 6mal auf Anregung beider Parteien; in 145 Fällen ist das Gericht aus eigener Vollmacht im Sinne des Gesetzes eingeschritten. R. S.

Auswanderung aus Italien. Das italienische Auswanderungskommissariat veröffentlicht über die Auswanderung im Jahre 1907 einen Ausweis, der folgende Angaben enthält: Aus den italienischen Häfen und über Havre sind 397.704 Emigranten, darunter 25.125 Ausländer (gegen 440.338 und 25.619 Ausländer im Jahre 1906), nach den transatlantischen

Ländern ausgewandert. Es gingen 302.484 (gegen 310.976 im Jahre 1906) nach den Vereinigten Staaten von Amerika, 80.649 (gegen 114.818) nach den La Plata-Staaten, 13.169 (gegen 13.145) nach Brasilien, 1402 (gegen 1399) nach anderen überseeischen Ländern. Die überseeische Auswanderung ist im Jahre 1907 überall zurückgegangen; sie ist um 42.634 Personen gegenüber dem Jahre 1906, welches in den italienischen Ausweisen die stärkste Auswanderungsbewegung zeigt, gesunken. Die Zahl der zurückgekehrten italienischen Auswanderer betrug im Jahre 1907 2.2319 gegenüber 129.347 im Jahre 1906; davon kamen 162.980 gegen 96.210 im Jahre 1906 aus den Vereinigten Staaten von Amerika, 42.076 (gegen 22.041) aus den La Plata-Staaten, 16.074 (gegen 10.200) aus Brasilien und 1799 (gegen 916) aus anderen Ländern. Dagegen ist im Jahre 1907 gegenüber dem Vorjahre eine starke Vermehrung der Rückwanderung aus den Vereinigten Staaten (66.770), aus den La Plata-Staaten (21.035) und aus Brasilien (58²⁴) zu verzeichnen. Das prozentuale Verhältnis der Rückwanderungen zur Emigration beträgt 59,7 Prozent; es wurde nur im Jahre 1904 überschritten, als in den Vereinigten Staaten während des Präsidenten-Wahlkampfes eine starke Verminderung der Nachfrage nach Arbeitskräften eingetreten war.

Deutschlands Außenhandel 1907. Die deutsche Einfuhr hatte im Jahre 1907 einen Wert von 863,4 Millionen Mark, die Ausfuhr einen solchen von 7220,7 Millionen Mark. Gegen die beiden Vorjahre hat die Einfuhr um 424,8 und 1427,1 Millionen, die Ausfuhr um 642,1 und 1278,8 Millionen Mark zugenommen. Der Edelmetallverkehr erreichte 265,9 Millionen Mark in der Ein- und 251,8 Millionen Mark in der Ausfuhr.

Statistik der Chinesen im Auslande. Bis vor kurzen waren alle Angaben über die Anzahl der Chinesen außerhalb Chinas stark anzuzweifeln, weil jegliche Kontrolle fehlte. In der letzten Zeit hat sich dies geändert. Seitens der chinesischen Regierung sind, wie wir der „Deutschen Kolonial-Zeitung“ entnehmen, Erhebungen über die Zahl der im Auslande lebenden Chinesen angestellt worden. Hiernach leben in Japan 17.673 Chinesen, im russischen Asien 37.000, in Hongkong 314.991, Amoy 74.500, Siam 2.755.809, Birma 134.560, Java 1.825.000, Australien 34.465, Europa 1760, Korea 11.260, Malakya 1.023.500, Amman 197.307, Philippinen 84.785, Afrika 8200, Amerika 272.829. Das sind im ganzen 6,8 Millionen Chinesen. Diese Zahlen sind nicht so bedeutend, wie sie sein könnten! Denn, wenn nicht verschiedene Nationen der chinesischen Einwanderung einen Niegel vorschoben, würden die obigen Zahlen sicherlich zehnmal größer sein.

Die Bevölkerung von Hongkong. Eine am 20. November 1906 in der britischen Kolonie Hongkong vorgenommene Zählung ergab eine Gesamtbevölkerung von 328.638 Seelen, darunter 319.803 Zivil- und 8835 Militärpersonen. Die Zahl der Europäer und Amerikaner betrug 8395, die der Chinesen 307.388, die der anderen Rassen 4020. Von den Chinesen entfielen 264.644 auf die Landbevölkerung, 42.744 auf die Wasserbevölkerung.

Die Bevölkerung von Formosa. Nach japanischen Quellen belief sich die Bevölkerung der Insel Formosa zu Ende des Jahres 1906 auf 3.000.000 Eingeborene, vorwiegend chinesischer Rasse, 71.000 Japaner und 10.000 Fremde.

Der Handel Algeriens 1907. Der Generalhandel Algeriens belief sich im Jahre 1907 auf 820.000.000 Francs, um 92.000.000 Francs mehr als im Vorjahre. Davon entfielen auf die Einfuhr 461.000.000, auf die Ausfuhr 359.000.000 Francs.

Frankreichs Weinproduktion 1907. Nach amtlichen Feststellungen beträgt die Weinproduktion im vergangenen Jahr in Frankreich 66 Millionen Hektoliter (um 13 Millionen Hektoliter mehr als im Jahre 1906), in Algerien 8½ Millionen Hektoliter.

Der englische Handel im Jahre 1907. Die Berichte des englischen Handelsamtes legen Zeugnis ab für ein bisher unerreichtes Anwachsen des englischen Überseehandels. Die englische Einfuhr erreichte im Jahre 1907 die gewaltige Höhe von 646.000.000 Pf. Sterl., während die Ausfuhr britischer Produkte sich auf 426.000.000 Pf. Sterl. und die Rückexporte ausländischer und kolonialer Produkte auf 92.000.000 Pf. Sterl. beliefen. Die Gesamthöhe des Wertes der Ausfuhr und Einfuhr war im Jahre 1907 1.164.081.000 Pf. Sterl., d. h. 95.515.000 Pf. Sterl. mehr als im Jahre 1906, welches seinerzeit ebenfalls ein Rekordjahr gebildet hatte, weil damals die Totalsumme zum ersten Male 1000 Millionen Pf. Sterl. überstieg. Heute wird diese Summe von 1000 Millionen Pf. Sterl. schon ohne Einrechnung der Rückexporte überstiegen, und das Wachstum der Gesamtsumme beläuft sich im Vergleich zu dem Jahre 1906 auf 9 Prozent und im Vergleich zu dem Jahre 1905 auf 18 Prozent. Bei der Einfuhr machte sich hauptsächlich eine Bewegung in Rohmaterialien bemerkbar, deren Wert um 30 Millionen Pf. Sterl. stieg. Davon konnten etwa 14¼ Millionen Pf. Sterl. auf Baumwolle, von der beträchtlich über 3 Millionen Zentner mehr eingeführt wurden als im Vorjahre. Die Wolleneinfuhr stieg an Wert um etwa 6 Millionen, die ufm. um 5 Millionen Pf. Sterl. Lebensmittel, Getränke und Tabak hatten eine gesteigerte Ein-

fuhr im Mehrwerte von $9\frac{1}{4}$ Millionen gegen das Jahr 1906. Davon kommen nahezu 5 Millionen auf Weizen. Dieser Mehrbetrag erklärt sich jedoch zum Teil aus den höheren Preisen. Auch Mais wurde in größeren Quantitäten als bisher eingeführt. Die Zuckereinfuhr wuchs beträchtlich und zeigte einen Mehrwert von nahezu 2 Millionen Pf. Sterl. Die Tabakeinfuhr zeigte im Jahre 1907 einen Rückgang von etwa 17 Millionen Pfund Gewicht und einer halben Million Pf. Sterl. im Werte. Was die Ausfuhr anbelangt, so zeigte diese gegen das Vorjahr ein Mehr von 36,646.000 Pf. Sterl., wovon 10,859.000 Pf. Sterl. auf Baumwollfabrikate, 6,821.000 Pf. Sterl. auf Eisen und Stahl, 4,992.000 Pf. Sterl. auf Maschinen und 2,317.000 Pf. Sterl. auf Wollfabrikate kommen. Die Hauptbewegung auf dem Exportmarkte in Rohmaterialien machte sich in Kohle und Koks bemerkbar. Die Ausfuhr darin erreichte ein Mehr von etwa 8 Millionen Tonnen als im Vorjahre und das Einnahmeh Mehr betrug 10,614.000 Pf. Sterl.

Geographische Nekrologie. Todesfälle.

Admiral Sir F. Leopold M'Clintock.

Am 17. November 1907 starb zu London im 88. Lebensjahre der englische Admiral Sir Francis Leopold M'Clintock. In ihm verliert die Wissenschaft den Nestor der Polarforschung, um die er sich durch seine Polarreisen und die Auffindung der Überreste der Franklin-Expedition hochverdient gemacht hat. Deshalb gebührt dem Verstorbenen auch in unserer Revue berühmter Geographen, Naturforscher und Reisenden ein Ehrenplatz.

Francis Leopold M'Clintock wurde am 8. Juli 1819 zu Dundalk in Irland geboren, trat schon 1831 als zwölfjähriger Knabe zu Portsmouth in den Seediens auf dem Schiffe „Samarang“ und kam dann in den nächsten Jahren auf verschiedenen Schiffen nach Quebec, Kuba und Brasilien. Nach seiner theoretischen Ausbildung auf dem Royal Naval College in Portsmouth begleitete er 1848/49 Sir James Ross auf seiner Expedition zur Auffindung Franklins und hatte hier die beste Gelegenheit, sich Kenntnisse und Erfahrung in arktischen Dingen zu erwerben.

Nach seiner Rückkehr wurde M'Clintock erster Leutnant des zu gleichem Zwecke ausgerüsteten Schiffes „Assistance“ unter Kapitän Ommaney, das im August 1850 am Kap Riley an der Südwestspitze von Nord-Devon und auf der Insel Beechen das erste Winterlager der Verlorengegangenen entdeckte. Während sein Schiff im Eise festsaß, führte M'Clintock unter großen Beschwerden im Frühjahr 1851 eine Schlittenreise längs der Nordküste des Barrysundes aus, auf der er 80 Tage zubrachte und bis zu dem westlichsten Punkte vordrang, den Barry am 11. Juni 1820 vom Oiten aus in den arktischen Regionen erreicht hatte. Drei Teilnehmer an dieser Expedition, darunter Sir Clements R. Markham, leben noch heute.

Im Jahre 1852 erhielt M'Clintock das Kommando des Dampfers „Intrepid“, der mit noch vier anderen Schiffen unter Sir Belchers Oberkommando nach dem Wellingtonkanal ebenfalls zu jenem Zweck aufbrach. Sie erreichten zwar jenen Kanal, mußten sich aber bei den darauffolgenden außerordentlich strengen Wintern auf Schlittenexpeditionen beschränken. Gerade diese hat aber M'Clintock zu einer großen Vollkommenheit ausgebildet. Von dem Winterlager an der Südküste der Melville-Insel ging er über diese Insel zur Hella- und Griperbat und dann nach Nordwest, wo die Smaragdinsel entdeckt wurde; längs der Westküste von Melville durch die Kelttstraße weit nach Süden ziehend, erblickte er die Prinz-Adolfs-Insel (mit dem Kap M'Clintock), wandte sich dann wieder nördlich, erreichte sie durch die Williamstraße, besuchte die Eglintoninsel und entdeckte nördlich von den Patrickinseln die kleine Polyniagruppe (77° 45' nördl. Br. und 116° westl. L.), deren nördlichste er Auge Irlands nannte. M'Clintock war hierbei 105 Tage vom Schiffe fort und legte täglich durchschnittlich $12\frac{1}{2}$ engl. Meilen zurück. Durch diese Reise war M'Clintocks Ruf als des ersten arktischen Reisenden begründet. Seine „Reminiscences of Arctic Ice Travel“ veröffentlichte er im „Journal of the Dublin Society in 1857.“

¹ Vgl. auch Admiral Sir Leopold M'Clintock by Sir Clements R. Markham in „The Geographical Journal“, Vol. XXXI, Nr. 1, 1 bis 11; mit Porträt.

Obwohl Rae und Collinson 1853/54 den Tod Franklins unzweifelhaft festgestellt hatten, fuhr M' Clintock, inzwischen zum Kapitän aufgerückt, dennoch am 1. Juli 1857 auf dem von Franklins Witwe und Freunden ausgerüsteten „Fox“ von Aberdeen nochmals ab, um wenigstens die Trümmer der Franklin-Expedition und deren mutmaßliches Ende zu erkunden. Er mußte den ersten Winter schon in der Melvillebai (an der Westküste Grönlands) zubringen, fuhr dann 1858 durch den Lancasterfund, berührte den Peelsund, durchfuhr den Prince Regent Inlet, die Brentfortbai und Bellotstraße und überwinterte in Port Kennedy. Im Februar 1859 unternahm er jene Schlitteneexpeditionen, welche über Boothia Felix hinweg von zwei Seiten um King Williams-Land herumführten und endlich im Mai durch Auffindung eines Zettels von der Franklin-Expedition und mehrerer Reliquien die gewünschte Aufklärung über das traurige Schicksal Franklins und seiner Gefährten brachten;



Admiral Sir J. Leopold M' Clintock.

am 9. August trat er seine Heimreise an und traf am 21. September 1859 im Hafen von Portsmouth ein.

Berichte über die Reise findet der Leser in „Vetermanns Mitteilungen“ 1859, S. 473 ff., in der „Berliner Zeitschrift“ 1859, Bd. 7, S. 239 ff. und den „Proceedings R. Geogr. Society“ Bd. 4, Nr. 1. Auch in wissenschaftlicher Hinsicht war M' Clintocks Reise sehr erfolgreich gewesen: er hatte nicht weniger als 1300 Kilometer Küstenlinie in einem bisher vollkommen unbekanntem Teil des Polararchipels aufgenommen, dabei eine Reihe von magnetischen, meteorologischen, astronomischen und anderen wissenschaftlichen Beobachtungen angestellt und bereicherte das Nationalmuseum mit einer naturwissenschaftlichen Sammlung, welche die Kenntnis der Geographie, Pflanzen- und Tierwelt jener Gegenden bedeutend vervollständigte. M' Clintock wurde daher vielfach ausgezeichnet. Die Londoner Royal Geographical Society verlieh ihm für 1860 ihre Goldene Medaille, die Berliner Gesellschaft für Erdkunde ernannte

¹ Vgl. Haffert, Die Polarforschung (1902), S. 71.

ihn zu ihrem Ehrenmitgliede, die Universitäten Oxford, Cambridge und Dublin zeichneten ihn aus und die Königin erhob ihn zum Ritter.

Schon bald nach seiner Rückkehr übernahm M' Clintock im Jahre 1860 auf G. M. S. „Bulldog“ die Leitung der Tiefm sungen im Nordatlantischen Ozean behufs der Stab-
legung nach Amerika und in den folgenden Jahren stieg er dann von einer Rangstufe zu immer höherer in seiner seemannischen Laufbahn. 1871 wurde er Konteradmiral und Ober-
intendant der Werften zu Portsmouth, 1877 Vizeadmiral und endlich 1883 Admiral. In
der Londoner Geographischen Gesellschaft war er lange Jahre ein tätiges Mitglied des Vor-
standes, bis 1893 ihr Vizepräsident. Über seine große Reise schrieb er: „The voyage of
the „Fox“ in the Arctic Seas: a narrative of the discovery of the fate of Sir John
Franklin and his companions“ (London 1859, 5. Ausgabe 1881).

Seit dem 12. Oktober 1870 war Sir Leopold M' Clintock mit Annette Elisabeth,
Tochter von R. F. Dunlop, verheiratet und hatte fünf Kinder, drei Söhne und zwei Töchter.
Sein Begräbnis am 22. November 1907 fand unter der Teilnahme einer großen Zahl
seiner früheren Begleiter auf seinen Polarreisen statt; auch zwei Großsöhne Sir John
Franklins und Fridtjof Nansen waren zugegen; der König und der Prinz von Wales ließen
sich durch Abgesandte vertreten. Die ältere Polarforschung hat in M' Clintock einen ihrer
verdientesten und ehrwürdigsten Vertreter verloren. W. Wolfenhauer.

Todesfälle. General Sir Richard Strachey ist im Februar 1908 zu Hampstead bei
London im Alter von 91 Jahren gestorben. Er war einer der vorzüglichsten Ingenieuroffi-
ziere Englands und hat sich insbesondere in Indien, wo er von 1836 bis 1871 tätig war,
auf dem Gebiete der öffentlichen Arbeiten, sowie auch in anderer Beziehung große Verdienste
erworben. Außerdem hat er sich als Forschungsreisender im Himalaya und in Zentralasien
hervorgetan. Eine Zeitlang bekleidete er das Präsidium der Londoner königlichen Geogra-
phischen Gesellschaft.

Der emeritierte Realschuldirektor Eduard Döll ist vor kurzem zu Wien im 72. Lebens-
jahre gestorben. Er hat sich große Verdienste um die Entwicklung des Realschulwesens
in Osterreich erworben. Der Dahingegangene hat auch zahlreiche geologische Arbeiten ge-
liefert und war Korrespondent der k. k. Geologischen Reichsanstalt.

Kleine Mitteilungen aus allen Erdteilen.

Europa.

Vollendung der Jungfraubahn. Der Bundesrat hat das Bauprojekt der letzten Teil-
strecke der Jungfraubahn, Eismeer—Jungfrauoch, genehmigt. Der Weiterbau beginnt bereits
in der nächsten Zeit. Damit ist nunmehr auch die letzte Teilstrecke der Bahnlinie sicher-
gestellt und das grandiose Projekt Guyer-Zellers und seines verdienten Mitarbeiters
Dr. Brubel wird der Verwirklichung zugeführt werden. Die Jungfraubahn hat vorläufig
in der Station Eismeer, die vor zwei Jahren im August eröffnet wurde, ihren höchsten
Punkt erreicht. Eismeer liegt 3160 Meter hoch. Die Station Jungfrauoch wird sich in
einer Höhe von 3420 Meter befinden, somit um 280 Meter höher liegen, als Eismeer.
Diese Höhendifferenz soll auf einer Längstrecke von 1800 Meter überwunden werden. Die
Trasse zum Jungfrauoch liegt ebenso wie die Linie der bereits im Betrieb befindlichen
Strecke ab Eigergletscher in einem Tunnel, der vom Eigergletscher bis zum Jungfrauoch
eine Gesamtlänge von 12,3 Kilometer besitzt. In diesem Riesentunnel wird die Bahn in
ihrer letzten Teilstrecke eine scharfe Wendung nach Süden machen, denn die Station Jung-
frauoch liegt bereits auf der Südseite der Jungfrau. In Jungfrauoch endet die elektrisch
betriebene Zahnradbahn, für die der Strom im Lauterbrunnental gewonnen wird und es
beginnt ein gleichfalls mit Elektrizität betriebener Aufzug, der 73 Meter hoch ist und die
Passagiere direkt auf den Jungfrauipfel bringt. In Jungfrauoch wird ebenso wie in den
übrigen Tunnelstationen durch Riesenseiter, die in das Gestein geschlagen werden, ein
Ausblick auf das grandiose Panorama ermöglicht werden.

Das aerologische Wasserobservatorium am Bodensee, Binnen kurzer Zeit wird das
aerologische Wasserobservatorium am Bodensee fertiggestellt sein. Der künftige Leiter,
Dr. Kleinschmidt, bis jetzt erster Assistent am meteorologischen Landesdienst von Elsb-

Lothringen, ist in Friedrichshafen eingetroffen, um die Einrichtung der Luftwarte zu beaufichtigen. Das Drachenboot ist bereits von Danzig nach dem Bodensee transportiert worden. Es sollen die höheren Schichten der Atmosphäre namentlich mit Drachen erforscht werden. Während im allgemeinen diese Aufstiege bei genügend starkem Winde, von 6 Meter in der Sekunde an, auch auf dem Lande ausgeführt werden können, benutzt man bei schwachem Winde oder auch bei Sturm mit Vorteil ein besonderes Boot zum Hochbringen der Drachen. Das Bodensee-Observatorium, bei dessen Finanzierung alle deutschen Uferstaaten, sowie Elsaß-Lothringen beteiligt sind, verdankt seine Entstehung der Initiative von Professor Hergesell, der in früheren Jahren gelegentlich mit einem Boote des Grafen Zeppelin schon Drachen für meteorologische Zwecke über dem Bodensee hatte steigen lassen.

Fährverbindung zwischen Deutschland und Schweden. Der Staatsvertrag zwischen Preußen und Schweden betreffend die Herstellung einer Fährverbindung zwischen diesen beiden Ländern ist vor kurzem beiderseits unterzeichnet worden. Als Ausgangshäfen sind Sahnitz und Trelleborg gewählt. Man hofft den Fährbetrieb bereits im Sommer 1909 eröffnen zu können. Geplant ist die Beschaffung von je zwei preussischen und schwedischen Fährschiffen mit einer Fahrgeschwindigkeit von 16 Seemeilen in der Stunde. Sie sollen nach übereinstimmenden Grundzügen gebaut werden und eine glatte Überführung von Eisenbahn-, auch von Schlafwagen gewährleisten. Auch für den Güterverkehr werden sich aus dem Traktatbetrieb manche Vorteile ergeben. Zugleich ist die Benutzung der Dampffähren für die Postbeförderung in Aussicht genommen.

Neutralität Norwegens. Das Norwegische Storting nahm am 18. Jänner 1908 einstimmig den Vertrag über die Neutralität Norwegens an. Dieser wird nach seiner Ratifikation gleichzeitig in den Hauptstädten der fünf Vertragsstaaten Norwegen, Schweden, Dänemark, Deutschland und Rußland veröffentlicht.

Eine prähistorische Höhlenwohnung in England. Aus London wird berichtet: Eine interessante Entdeckung ist dem Professor Boyd Dawkins von der Viktoria-Universität in Manchester geglückt. Gemeinsam mit William Morfitt von Alwicl gelang ihm auf dem Grundbesitz des Obersten Haworth Booth in Rolston, bei Hornsea, Holderness, die Freilegung einer prähistorischen Höhlenwohnung. Die Höhle ist etwas über 5 Fuß tief, und in ihrem Grunde fand man die Skelettreste von Pferden, Rindern und anderen Tieren, u. a. auch von einem kleinen keltischen kurzhornigen Ochsen. Von besonderem Interesse sind die aufgefundenen Geräte, schwere Steinkeulen, Feuersteinmesser, Kochgefäße; unter Aschenresten fand man eine Anzahl von Tongefäßen. Die Funde weisen auf die paläolithische Epoche zurück. Dagegen fand man in einer höheren Erdschicht auch Bronzeiteile, die späteren Zeiten entstammen.

Die spanische Stadt Rio Tinto. Die kleine Stadt Rio Tinto, das Zentrum des großen Kupferminendistrikts in Andalusien, ist von einem eigentümlichen Schicksal bedroht. Die Stadt ist völlig durch unterirdische Gänge, die Schachte der Minen, unterhöhlt und diese beginnen einzustürzen. In den Straßen des Städtchens haben sich tiefe Erdspalten geöffnet und Hunderte von Häusern befinden sich in gefährlicher Lage, mehrere von ihnen sind bereits eingestürzt. Mehr als 400 Familien haben ihre Heimstätte verlassen und suchen in der Nachbarschaft Obdach.

Alien.

Neujahr in Japan. In Japan ist das Neujahrtsfest das wichtigste und größte aller Feste des ganzen Jahres. Es wird offiziell an drei Tagen, dem 1., 3. und 5. Jänner gefeiert, aber im Volke beginnt die Feier eigentlich schon am 13. Dezember und selbst die Behörden gehen über die amtliche Feier weit hinaus. Die Festlust erklärt sich daraus, daß nicht nur der Beginn eines neuen, wichtigen Zeitabschnittes, sondern auch der Anfang des heiteren, alles neu belebenden Frühlings gefeiert wird: es ist das eigentliche Frühlingsfest und reißt darum Jung und Alt mit sich. Aus diesem allgemeinen und volkstümlichen Jubel heraus ist es auch das Fest des Schenkens, das es vor zweihundert Jahren auch bei uns war — und vielleicht ist das Schenken im fernen Osten noch viel weitgehender als bei uns zu Weihnachten. Das Neujahrtsfest zeigt in Japan auch ein auffallendes und eigenartiges äußeres Gepräge. Auf den Straßen läßt die liebe Jugend an zahllosen Fäden zahllose Drachen steigen; an beiden Seiten jedes Hauses steht je eine Fichte und ein Bambus, und diese grünen Säulen werden durch ein Strohseil verbunden, so daß das Ganze eine Art besonderen Eingangstores darstellt. Der letzte Tag im Jahr ist in der Regel ein äußerst kritischer Moment für den Japaner, da alle Schuld in bar beglichen werden muß. Am feinen Tage im Jahr hört man wohl mehr über den Mangel an Geld klagen, wie am letzten. Zwischen Gläubiger und Schuldner entsteht oft eine förmliche Jagd, die bis zur

zwölften Stunde währt. Dit weiß sich der Schuldner mit großer Virtuosität den drängenden Manichäern zu entziehen. Gelingt es ihm sich bis 12 Uhr unsichtbar zu machen, so ist er gerettet. Das Hauptgeschäft der Tage sind die Neujahrsgratulationen! Bei uns in Europa findet man vielfach die Neujahrsgratulationen lästig und übertrieben. Die Gratulationen sind aber noch gar nichts gegen diejenigen, die man in Japan zu erledigen hat. Die ganze Bevölkerung ist hier unterwegs, um sich zu beglückwünschen. Die Straßen wimmeln von Menschen, die sämtlich auf dem Besuchspfade wandeln. Die Verpflichtung hierzu gilt für jeden Beruf und Stand ohne Unterschied. Die Besuche beginnen schon, bevor es dämmert; man hat ihrer so viele zu machen, daß man am besten möglichst früh anfängt, und da man in der Silb-fernacht gar nicht zu Bett gegangen ist, kostet es auch nur wenig Anstrengung. Der Japaner kennt überhaupt keine bestimmten Besuchsstunden und überfüllt gelegentlich einmal einen harmlos schlafenden Europäer um 6 Uhr morgens. Am ersten Tage des neuen Jahres darf man, dem Herkommen gemäß, zur Hausreinigung nicht nach dem Besen greifen, da man sonst das Glück hinaussetzt. Auch ist es Sitte, daß man mit dem ersten Morgenrauen aus dem Hausbrunnen Wasser holt und es trinkt; dieses Wasser nennt man Wakamizu — junges Wasser. Zur Festesfeier gehört ferner als unumgänglich notwendig ein Reiskuchen, welcher in keiner Familie fehlen darf. Er ähnelt in Form wie Farbe einem unserer großen Schweizerkäse. Ihm wird im Zimmer ein Ehrenplatz angewiesen, und ihn krönen allerlei heilbringende Dinge.

Die Japaner auf Sachalin. Der nach Odesa zurückgekehrte russische Vorsitzende der Grenzfeststellung auf Sachalin zwischen Rußland und Japan, Oberst Wostreffensky teilt mit, Japan habe nach Sachalin eine Reihe wissenschaftlicher und industrieller Expeditionen abgesandt zum Zweck der Erforschung des in seinen Besitz übergegangenen Teiles der Insel und weitgehende Projekte zur Ausnutzung und Befiedelung Sachalins ausgearbeitet. Innerhalb zweier Jahre sei aber nicht viel getan worden. Es seien nur 300 Familien übergesiedelt und eine Schmalspurbahn nur auf eine Strecke von 25 Werst gebaut worden. Die Abgrenzungsakte würden von beiden Teilen in Wladiwostok unterzeichnet werden.

Französische Forschungen in Arabien. Die französischen Orientalisten P. Janssen und P. Sabignac haben eine Durchforschung Arabiens zum Zweck der Sammlung neuer Inschriften für das Corpus inscriptionum semiticarum, das die Akademie der Inschriften zu Paris herausgibt, ausgeführt. Der Ertrag der Reise war so bedeutend, daß die französische Regierung die Fortsetzung der Untersuchungen veranlassen wird.

Das Ende der Tafelischen Expedition. Dr. Albert Tafel hat, nachdem sein Vordringen in Tibet einen unfreiwilligen Abschluß gefunden hatte, nicht sofort die Heimreise angetreten, sondern, nach „Petermanns Mitteilungen“, seinen Aufenthalt im chinesisch-tibetischen Grenzgebiete noch verwertet, um eine wichtige Frage in der Erdgeschichte klären aufzuklären. Auf einem 17tägigen Vorstoß hat er von Sungapan-tung aus das vielfach erstrebte Knie des Hoang-ho erreicht und konnte hier die Ursache seiner scharfen Wendung feststellen. Der kühne Reisende ist inzwischen nach seiner Heimatstadt Stuttgart zurückgekehrt.

Afrika.

Übergang des Kongoostaates an Belgien. Der offizielle Text des Vertrages über die Zession des Kongoostaates an Belgien, von der wir bereits Mitteilung gemacht haben (vgl. S. 188), enthält vier Artikel. I. Der Kongosouverän überträgt Belgien die Souveränität über den unabhängigen Kongoostaat mit allen Rechten und Pflichten. Belgien übernimmt diese und verpflichtet sich, alle bestehenden Gründungen und erworbenen Rechte Dritter anzuerkennen. II. Die Abtretung umfaßt die gesamten beweglichen und unbeweglichen Besitztümer des Kongoostaates, das Eigentumsrecht an allem Grundbesitz von Staats- und Privatmännern mit den in Anlagen besonders vereinbarten Vorbehalten: Krondomänen, Gebäuden, Schiffen, Vorräten, Elfenbein, Kautschuk und anderen Produkten. III. Belgien übernimmt alle Passiva und finanziellen Engagements des Kongoostaates. IV. Der Zeitpunkt, wann Belgien die Ausübung der Hoheitsrechte antritt, wird durch königlichen Erlass bestimmt; jedoch geht die Verwaltung des Kongoostaates mit allen Einnahmen und Ausgaben bereits vom 1. Jänner 1908 für Rechnung Belgiens, vorbehaltlich der späteren Annahme der Gesetzesvorlage durch das Parlament. — Der Vertrag ist unterzeichnet von dem belgischen Gesamtministerium und den drei Staatssekretären des Kongoostaates. Dieser Vertrag kann natürlich keiner Abänderung durch das Parlament unterliegen, sondern muß im ganzen angenommen oder abgelehnt werden, dagegen sind die in den Anlagen enthaltenen Bestimmungen und Vorbehalte modifizierbar.

Absiniens Europäisierung. Absinien schreitet auf dem Wege allmählicher Annahme europäischer Kultur in Politik und Wirtschaftsleben fort. Durch Dekret vom 29. Oktober

1907 hat Kaiser Menelik das erste Ministerium nach europäischem Muster ernannt. Es besteht aus folgenden, seit längerer Zeit bereits im öffentlichen Leben stehenden Männern: Afa Negus (Mund des Herrschers) Rasibo, Ministerpräsident und Justiz, Raqabi Ras (Chef der Kaufleute) Aufseher und Handel, Ligamaquas (Hofmarschall) Katama (Innere), Kauliba (Regierungspräsident) Walde Sadek (Ackerbau), Bajernus (Schatzmeister) Mulugeta (Finanzen), Fitaurari (Flügeladjutant) Kapti Georgis (Krieg). Auch äußerlich nimmt Abdis Abbeba allmählich ein europäisches Aussehen an, da mit Hilfe eines deutschen Baumeisters vielfach europäische Gebäude mit zwei Stockwerken errichtet werden. Die Kaiserin Taitu hat ein modern gebautes Hotel auführen lassen, welches im Beisein sämtlicher diplomatischer Vertreter Abdis Abbebas feierlich eröffnet wurde. Die Kaiserin läßt besagtes Hotel auf eigene Rechnung von einem aus der deutschen Kolonie Jassa stammenden Direktor verwalten.

Forschungsreise nach Abyssinien und dem ägyptischen Sudan. Graf Otto von Zedlig und Trübschler auf Schwentini hat sich vor kurzem auf eine Forschungsreise begeben, die ihn zunächst nach Gritbräa führen soll. Von Massauah aus wird er die Hauptstadt der Kolonie aufsuchen, dann in nördlicher Richtung nach Keren aufbrechen, um von da in südöstlicher Richtung nach Abyssinien vorzudringen. Hier wird das Hochland dieses interessanten Gebietes durchstreift und dann der Marsch in den ägyptischen Sudan, in die Futzgebiete des Bahab, Dindar und Blauen Nils fortgesetzt. Das Endziel ist Khartum. Es soll vor allem die Fauna dieser Gebiete, speziell in ornithologischer Hinsicht durchforscht werden, doch soll auch in anderen Tiergruppen gesammelt und diese Ausbeute dem Breslauer zoologischen Museum überwiesen werden.

Prähistorische Niederlassung am oberen Senegal. Eine prähistorische afrikanische Niederlassung ist am oberen Senegal zu Marcabuhu, nahe bei der Station Nasodia, entdeckt worden, bei einer Expedition, die der Generalgouverneur der Kolonie Roume unternahm. Die Mauern einer Grotte trugen merkwürdige symbolische Zeichen, die sorgfältig kopiert wurden, während man auf dem Boden zahlreiche Hacken und andere Steinwerkzeuge fand, dazwischen Knochen und Überreste von Tonwaren. Man nimmt an, daß man hier auf eine neolithische Niederlassung gestoßen ist.

Englisch-deutsche Grenzvermessung in Nigerien. Wie am 7. Dezember 1907 aus Gankita über Lagos gemeldet wurde, hat die englisch-deutsche Grenzvermessungskommission den letzten Teil ihrer Arbeiten an der Grenze der Provinz Zola in gebirgigem, schwierigem Gelände vollendet.

Die Verbreitung der Schlafkrankheit. Über die Schlafkrankheit und ihre Verbreitung schreibt Dr. T. G. Salvin Moore, der soeben aus Uganda zurückgekehrt ist: „Vor 5 Jahren habe ich jemand in England und in Europa irgend etwas über die Schlafkrankheit gehört. Während der kurzen Spanne Zeit von 1901 bis zur Gegenwart hat sich aber diese geheimnisvolle Krankheit in Uganda zu einer der furchtbarsten Heimtuchungen entwickelt, von der irgendein Teil der Menschheit jemals betroffen wurde. Über 200.000 Menschen — Männer, Frauen und Kinder — sind in Uganda, das wahrscheinlich niemals mehr als 300.000 Einwohner zählte, der Seuche erlegen. Die Bevölkerung ist in der Tat so gut wie vom Erdboden dahingerafft, und weite Strecken des Landes, die noch vor kurzem bebaut waren, werden wieder schnell zur Wildnis. Die Geschichte der Schlafkrankheit ist in Dunkel gehüllt, und die Aufzeichnungen Livingstones in seinem letzten Tagebuche lassen es nicht unwahrscheinlich erscheinen, daß er an dieser Krankheit gestorben ist. Das Heim der Krankheit liegt anscheinend im Kongogebiete. Von welcher Seite immer aber sie in Uganda eingeschleppt wurde, so läßt sich doch nachweisen, daß dies entlang den Handelsrouten geschehen ist, die von allen Seiten während des letzten Jahrzehntes erschlossen wurden, und daß sich dann die Krankheit mit entsetzlicher Schnelle an den einmal so dicht bevölkerten Ufern des Viktoria Nyanza entlang verbreitet hat.“

Studienreise nach Südwest- und Ostafrika. Der Geheime Oberbaurat Schmick vom Großherzoglich hessischen Finanzministerium ist im Auftrage des Staatssekretärs des Reichskolonialamtes am 20. Jänner 1908 nach Südwestafrika und Ostafrika abgereist, um an Ort und Stelle Studien über Talsperren, umfangreiche Bewässerungsanlagen und sonstige wasserwirtschaftliche Fragen zu machen. Die Dauer der Reise ist auf vier Monate bemessen.

Generalstabkarte für Südwestafrika. Bei Ausbruch des Aufstandes in Südwestafrika existierte noch keine Generalstabkarte für Südwestafrika, sondern die deutschen Offiziere waren auf die bei Dietrich Reimer auf 8 Blättern erschienene „Kriegskarte für Südwestafrika“ angewiesen, die denn auch den Truppenführern sehr gute Dienste geleistet hat, aber dennoch nicht völlig den Anforderungen genügt, die man an eine Karte für die Kriegführung stellen

mußte. Der Große Generalstab ließ deshalb von Aufbeginn des Feldzuges an genaue kartographische Aufnahmen machen, die jetzt vollendet sind und als „Generalstabskarte für Südwestafrika“ in 32 Blättern vorliegen. Mit Rücksicht darauf, daß die kartographischen Aufnahmen unter besonders schwierigen äußeren Verhältnissen stattfanden, die vielleicht, wenn die Kartographie Südwestafrikas weiter fortgeschritten ist, bald wieder Veränderungen und Ergänzungen notwendig machen, ist die neue Karte ganz in schwarz und weiß gehalten.

Die Kanarischen Inseln. Die Kanarischen Inseln haben lange so sehr unter englischem Einfluß gestanden, daß ihre Eigenschaft als spanische Provinz fast in Vergessenheit geraten konnte. Der durch Zollfreiheit begünstigte Handel lag vorwiegend in englischen Händen. Von Southampton, Plymouth, Liverpool usw. kam die 4- bis 5tägige Fahrt nach Tenerife usw. so sehr in Aufnahme, daß der Besuch der „glücklichen Inseln“ für englische Touristen zu einem little holidaytrip wurde. Erst der Verlust Kubas erinnerte die Spanier daran, daß sie auf dem besten Wege seien, auch den wertvollen Besitz der durch geographische Lage, Klima und Naturreize unvergleichlich bevorzugten Kanarischen Inseln aus den Händen zu lassen. Neuerdings widmet man von Madrid aus der lange vernachlässigten Provinz größere Aufmerksamkeit und macht für Verbesserung der Verkehrsmittel, Häfen, Wegebauten, Kabel, Telephon usw. erhöhte Aufwendungen. Dem englischen Handel ist im letzten Jahrzehnt erhebliche Konkurrenz erwachsen. Da die Kanarischen Inseln am Gabelpunkt des Überseeverkehrs nach Südafrika und Südamerika liegen, hat Zahl und Tonnage der verkehrenden Schiffe sich schnell vervielfältigt. Tenerife allein wird jetzt alljährlich von mehr als 3000 Dampfern, darunter solchen der englischen, deutschen, italienischen, belgischen Hauptlinien angefahren. Der hauptsächlichste Teil des Handels betrifft den Export der Landesfrüchte, neben Wein hauptsächlich Bananen, Tomaten, Kartoffeln. Auch der Handel in Tenerife-Stickereien ist lebhaft. Neuerdings sind die Kurhotels in dem durch Alexander von Humboldt berühmt gewordenen Kurort Drotava in deutschen Besitz übergegangen. Vor kurzem hat die spanische Regierung die Landung eines deutschen Kabels Gmden-Tenerife genehmigt.

Amerika.

Eine schwedische Forschungsreise nach Südamerika. Eine Forschungsreise nach Südamerika wird von dem Freiherrn Erland v. Nordenfjöld, dem Sohne des Weltumseglers Adolf v. Nordenfjöld demnächst angetreten werden. Er v. Nordenfjöld reist ohne wissenschaftliche Begleiter mit einem jugendlichen Unteroffizier als Faktotum. Die auf 2 bis 3 Jahre berechnete Forschungsfahrt wird sich zunächst nach Buenos Aires richten, von wo das nordargentinische Salta aufgesucht wird; von dort geht es auf Maultieren nach dem bolivianischen Santa Cruz de la Sierra, weiter nach Rio Guaporé, zwischen Rio Madeira und Rio Tapajos. Den Reisezweck bilden hauptsächlich anthropologische und archäologische Studien, daneben beabsichtigt Er v. Nordenfjöld, bei Santa Cruz den letzten Ausläufer der ostindischen Felsenvegetation nachzuforschen. Als Schluppunkt der Reise und Einschiffungsort nach Europa ist Para an der Mündung des Amazonenstromes in Aussicht genommen. Die bevorstehende Fahrt ist die vierte südamerikanische Reise des Prof. v. Nordenfjöld, und schon aus diesem Grunde wird man wohl von ihr mit Bestimmtheit ansehnliche wissenschaftliche Ergebnisse erwarten dürfen.

Neue Bahn zwischen Stilleem und Atlantischem Ozean. Eine neue Bahn vom Stillen zum Atlantischen Ozean ist am 21. Jänner 1908 dem Verkehr übergeben worden. Die neue Strecke verbindet den Hafencort Puerto Barrios am Atlantischen Ozean mit der Hauptstadt von Guatemala, von wo aus bereits nach St. José ein Schienenweg vorhanden ist.

Die Zentralbahn in Peru. Die höchste Bahnlinie Europas ist diejenige auf den Gornergrat in der Schweiz in einer Höhe von 3019 Meter. Sie wird aber von dem Ferrocarril central del Peru weit übertroffen, dessen Scheitelpunkt in der Mitte des Tunnels von Caldera eine Höhe von 4780 Meter erreicht, also fast die Höhe des Montblanc. Diese Linie, die den Nevenden innerhalb 8 Stunden aus dem tropischen Klima in das G. b. b. des ewigen Schnees führt, hat eine Länge von 223 Kilometer, und jeder Kilometer hat nicht weniger als eine Million Francs gekostet. Es handelt sich um eine Abhängebahn. Die Lokomotiven werden mit Petroleum geheizt. Da die Steigung ziemlich regelmäßig erfolgt, kann der Zug die Talsfahrt von jenem Tunnel bis zum Meer ohne Hilfe der Maschine zurücklegen, also eine Distanz von 170 Kilometer durchfahren, ohne einen Pfennig Betriebskosten zu gebrauchen.

Seidenraupenzucht in den Vereinigten Staaten. Schon früher haben einige Gegenden der Union sich durch Seidenkultur ausgezeichnet, namentlich waren es im 18. Jahrhundert

Carolina und Georgia, in denen die Bestrebungen von einigem Erfolg gekrönt waren. Infolge zu großer Ausdehnung der Seidenraupenzucht erfolgte jedoch der Rückgang der Kulturen in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, da sich dieselbe gegenüber dem ostasiatischen Wettbewerb nicht halten konnte. Neuerdings bemüht sich nun das Landwirtschaftliche Ministerium in Washington, die Seidenkultur wieder einzuführen. Die Hauptschwierigkeit bleibt hier immer die Beschaffung von billigen Arbeitskräften, denn nur durch diese kann der Wettbewerb mit den fremden, Seide züchtenden Ländern, vor allem dem Orient, mit China an der Spitze, aufgenommen werden. Alle Bemühungen des Ackerbauamtes sind darauf gerichtet, die Kosten des Betriebes auf jede mögliche Weise zu verringern, so z. B. durch die Einführung von verbesserten Maschinen. In den Südstaaten zeigt die Seidenraupenzucht schon kräftige Ansätze. Dort werden die Kinder vorzüglich zur Seidenkultur herangezogen, während bekannterweise in den Nordstaaten Kindarbeit sehr selten ist. Günstig ist auch der Umstand, daß die Gesamtarbeit im April und Mai getan werden kann, in welchen Monaten keine Baumwolle zu pflücken ist. Was auch noch sehr zugunsten der Seidenkultur in den Südstaaten spricht, ist der unererschöpfliche Bestandteil an Pflaue-Orange (*machura aurantica*), einem Strauche, welcher in ausgedehntem Maße zur Bildung von Hecken verwendet wird. Es muß abgewartet werden, welche Erfolge diesen Bestrebungen beschieden sein werden.

Australien und Polynesien.

Der höchste Punkt Tasmaniens. Als der höchste Gipfel Tasmaniens galt bisher der 1545 Meter hohe Mount Cradle im Nordwesten der Insel, während als höchster Punkt im Nordosten auf Grund trigonometrischer Messung der Ben Lomond mit 1526 Meter Höhe angegeben wurden. Nun haben Giblin und Biesse in den Jahren 1906 und 1907 mittels Aneroidbeobachtungen Höhen von 1550 und 1580 Meter festgestellt und den letzteren Gipfel zu Ehren des Obersten Legge „Legges Tor“ (Turm) benannt. Sie hoffen im Jahre 1908 eine trigonometrische Messung dieses Gipfels ausführen zu können.

Polargegenden und Ozeane.

Die neue Polarreise des Kapitän Amundsen. Kapitän Roald Amundsen plant eine neue Expedition zur Erforschung des nördlichen Polarbassins und wird seinen Plan auf der neunten Internationalen geographischen Konferenz in Genf entwickeln. Doch wird diese Expedition nicht vor dem Jahre 1910 erfolgen, obwohl die Vorbereitungen einen sehr raschen Fortgang nehmen. Amundsen wird nicht denselben Weg wie Nansen einschlagen, sondern gedenkt die Beringstraße zu benutzen.

Neue Marineexpedition zur Vermessung der Südsee. Eine neue wissenschaftliche Marineexpedition wird in diesem Jahre nach der Südsee abgehen. Das 1906 auf der Kaiserlichen Werft in Wilhelmshaven vom Stapel gelaufene Vermessungsschiff „Möwe“, das in erster Linie wissenschaftlichen Zwecken dienen soll, wird seinem heute schon in der Südsee befindlichen Schwesterschiff „Planet“ folgen, das auf seinem Arbeitsgebiet wissenschaftlichen Vermessungszwecken dient und dessen neuer Kommandant, Kapitänleutnant Rippe, bis zum Herbst die „Möwe“ befehligt hat. Die „Möwe“ wird bei ihrer Ausreise unter dem Kommando des Kapitänleutnants von Trotha stehen. Die nunmehr bevorstehende Ausreise nach dem Bismarck-Archipel, um den „Planet“ bei den hydrographischen Arbeiten in der Südsee zu unterstützen, wird wie jene des „Planet“ meteorologischen und ozeanographischen Forschungen dienen und das Schiff voraussichtlich durch den Atlantischen Ozean und um das Kap Hoorn herum über Samoa auf das Feld seiner künftigen Tätigkeit führen. Das Fahrzeug besitzt außer Einrichtungen und Instrumenten, mit denen das für die Schaffung von Seefarten benötigte Material gesammelt werden soll, auch solche für Arbeiten rein wissenschaftlicher Natur im ausgedehnten Maße und entsprechend dem neuesten Stande der Wissenschaft und Technik. So hat das Fahrzeug Instrumente für die in erster Linie in Frage kommenden Untersuchungen des Reliefs des Meeresbodens an Bord, ferner solche zur Feststellung der Wärme, des Gas-, sowie des Salzgehaltes des Wassers usw.; zur Ermittlung des Zustandes der höheren Luftschichten wird das Schiff auch bei der Ausreise wieder die neuesten Drachen- und Registrierballons erhalten. „Möwe“ hieß auch das im vorigen Jahre aus den Listen der Kriegsfahrzeuge gestrichene Schiff, das von 1894 bis 1905 in der Südsee stationiert war und das große Werk der Vermessung begann, das die beiden neuen, mit allen modernen wissenschaftlichen Hilfsmitteln ausgestatteten Vermessungsfahrzeuge beenden sollen, um der zurzeit noch sehr schwierigen Schifffahrt in der Südsee die Wege zu ebnen.

Verchiedenes.

Wie hoch steigt ein Schmetterling? Für Entomologen dürfte eine Beobachtung von Interesse sein, die Prof. Dr. Boeschel bei Gelegenheit einer seiner Ballonfahrten nach Russisch-Polen gemacht hat. „Wir schweben über der russischen Kreisstadt Nypin“, so schreibt er, „da flattert — wir trauen unseren Augen kaum — in 2000 Meter Höhe ein großer bunter Schmetterling über unsern Korb hinweg. Ein rasch aufsteigender Luftstrom kann ihn nicht emporgetragen haben, denn wir haben ganz allmählich diese Höhe erreicht. Bald darauf trafen wir noch 250 Meter höher einen zweiten Schmetterling.“

Geographische und verwandte Vereine.

N. 1. Geographische Gesellschaft in Wien. In der Wiener Geographischen Gesellschaft sprach am 11. Februar 1908 Baron Franz Nopcsa über Nordalbanen. Der Freiherr der bereits zu wiederholten Malen zu wissenschaftlichen Zwecken in Albanien weilte, unternahm im vorigen Jahre eine mehrmonatliche Tour in das katholische Nordalbanien, um das Land insbesondere in geologischer Richtung zu studieren und die dortige Bevölkerung mit ihren eigentümlichen Sitten und Gebräuchen kennen zu lernen. Baron Nopcsa begab sich zuerst in das an die montenegrinische Grenze stoßende, stark verkarstete Gebiet der Stämme Kastrati und Gruda, von wo er gegen die bis dahin noch unerforschten Gebirge des Prokletija-stockes vordrang. Die Höhe der Berge in diesem Gebiet ist geringer, als man bisher annahm; sie beträgt zirka 2400 bis 2500 und nicht 2800 Meter. Ein nahezu einmonatlicher Aufenthalt im Gebiete des Stammes Klemen ermöglichte es ihm, in die Lebensgewohnheiten der Leute einzudringen und zu beobachten, wie sie ihr Trinkwasser in dieser wasserarmen Gegend durch Schmelzen des in sehr großer Menge vorhandenen Firnschnees bereiten, und außerdem ihre Traditionen und das Verhältnis zu den Nachbarstämmen zu studieren. Später drang Nopcsa weiter gegen Süden vor. Als interessantesten Teil seiner Reise bezeichnet er jenen, wo er das noch jungfräuliche Gebiet des Korab erforschte, dessen mohammedanische Bevölkerung sich von der katholischen durch größere Reinlichkeit, Wohlhabenheit und höhere Kultur vorteilhaft unterscheidet. Der Vortrag wurde durch zahlreiche Lichtbilder unterstützt.

Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. Die Gesellschaft zählte zu Beginn des Jahres 1908 121 ordentliche, 48 Ehren- und 55 korrespondierende Mitglieder, im ganzen 1224 Mitglieder. Aus den Mitteln der Karl Ritter-Stiftung wurden Unterstützungen bewilligt dem Prof. Dr. Konrad Kretschmer zu Studien von Original-Portulanen in italienischen Bibliotheken, dem Dr. Georg Wegener für eine Studienreise in der chinesischen Provinz Kiangsi; aus den Jahreszinsen der Ferdinand v. Richthofen-Stiftung dem Dr. Alfred Nüßl für eine Studienreise in Catalonien, dem Kandidaten Ballauf für die Untersuchung der chemischen und physikalischen Eigenschaften der Gewässer des Greifswalder Bodden. Dem Kapitän Noald Amundsen wurde für seine Untersuchung des magnetischen Nordpols und die Bezeichnung der Nordwestpassage die goldene Nachtigal-Medaille verliehen.

Schweizerische Gesellschaft für Urgeschichte. Eine Schweizerische Gesellschaft für Urgeschichte wurde in Brugg, der Gegend des alten Bindonissa, gegründet. Ihr Zweck ist die Förderung und Verbreitung urgeschichtlicher Kenntnisse, der Schutz urgeschichtlicher Denkmäler, die Verhinderung des Raubbaues und der Verschleuderung historischer Funde.

Vom Büchertisch.

A. Hartleben's Kleines Statistisches Taschenbuch über alle Länder der Erde. Fünfte zehnter Jahrgang 1908. Nach den neuesten Angaben bearbeitet von Professor Dr. Friedrich Illmauff. Wien und Leipzig 1908. A. Hartleben's Verlag (IV, 108 S.). Gebdu. 1 K 60 h = 1 Mark 50 Pfennige.

A. Hartleben's Statistische Tabelle über alle Staaten der Erde. XVI. Jahrgang 1908. Übersichtliche Zusammenstellung von Regierungsform, Staatsoberhaupt, Thronfolger, Flächeninhalt, absoluter und relativer Bevölkerung, Staatsfinanzen (Einnahmen, Ausgaben, Staatsschuld), Handelsflotte, Handel (Einfuhr und Ausfuhr), Eisenbahnen, Telegraphen, Zahl der Postämter, Wert der Landesmünzen in deutschen Reichsmark und österreichischen Kronen, Gewichte, Längen- und Flächenmaßen, Hohlmaßen, Arme, Kriegsschiffe, Landesfarben, Hauptstadt und wichtigsten Orten mit Einwohnerzahl nach den neuesten Angaben für jeden einzelnen Staat. Wien und Leipzig 1908. A. Hartleben's Verlag. Gefalzt 60 h = 50 Pfennige.

In unserer rasch pulsierenden Zeit, in welcher uns Tag für Tag der Telegraph vom ganzen Erdenrund die verschiedensten Nachrichten bringt, kann wohl niemand einen statistischen Behelf entbehren, der ihm das volle Verständnis und die richtige Beurteilung der politischen Vorgänge ermöglicht. Solche statistische Behelfe sind die alljährlich in neuen Bearbeitungen erscheinenden „A. Hartleben's Kleines Statistisches Taschenbuch“ und „A. Hartleben's Statistische Tabelle“. Ersteres bringt eine Fülle statistischer Angaben über alle Staaten der Erde in handlichem Format und in äußerst praktischer Anordnung, so daß das Gemünte stets leicht und schnell zu finden ist. Die Staaten sind nämlich alphabetisch gereiht, die politisch-statistischen Daten durchgehend nach einem bestimmten Schema angeordnet. Alle Angaben sind auch im 15. Jahrgang wieder genau revidiert und nach dem neuesten Stande angeführt. Am Schlusse des Taschenbuches finden wir im „Anhang“ eine Reihe sehr interessanter vergleichender Zusammenstellungen, denen beispielsweise zu entnehmen ist, daß die Staatsschulden Europas über 129 Milliarden betragen, daß sich die Kriegsstärke der europäischen Heere auf mehr als 21 Millionen Mann beläuft, daß die Zahl der Großstädte der Erde mit mindestens 500.000 Einwohnern nunmehr auf 52 gestiegen ist, in denen rund 56 Millionen Menschen leben. — Die „Tabelle“ enthält dieselben Daten, wie das Taschenbuch, in der Anordnung eines großen Tableaus von 70:100 Zentimeter Umfang, nur der „Anhang“ fehlt.

Englisch-Schottische Reisebilder. Von A. Sauer. Berlin 1908. Hermann Walther, Verlagsbuchhandlung G. m. b. H. (222 S.) 3 Mark.

Eine dem Anscheine nach junge Dame schildert in einer Folge von Briefen eine im August bis Oktober 1906 unternommene Reise nach England und Schottland. Von Danzig fuhr sie über Ostende nach London, dann nach Edinburg, wandte sich über Loch Katrine und Loch Lomond nach Killin, besuchte die Western Highlands, kehrte nach London zurück, kam durch Widdlesley, streifte die Ostküste von England und trat hierauf die Heimreise über Calais und Brüssel an. Nicht ohne Interesse liest man ihre Reisebilderungen, welche selbst über die wohlbekanntesten Ortschaften Albions manches dem Deutschen Neue zu berichten wissen und eine Menge historischen und sagenhaften Stoffes beibringen. Da aber die persönlichen Erlebnisse zu sehr vorherrschen, wird die Darstellung oft viel zu breit, welche eine Fülle von Details bringt, aber eine zusammenfassende Charakteristik vermissen läßt. Dennoch wird einer, der England oder Schottland zu bereisen gedenkt, in dem Buche manchen beachtenswerten Fingerzeig und Ratsschlag finden.

Deutscher Kolonial-Kalender und statistisches Handbuch für das Jahr 1908. Nach amtlichen Quellen neu bearbeitet. Zwanzigster Jahrgang. Berlin. Deutscher Kolonial-Verlag (F. Meinecke). (312 S.) Gebdn. 1 Mark 80 Pfennige.

Der reiche, der Praxis angepasste Inhalt des „Deutschen Kolonial-Kalenders“, welcher demselben seinen Wert gibt, zeichnet auch dessen zwanzigsten Jahrgang aus. Wir finden zunächst sämtliche Kolonialbehörden angeführt, dann die kolonialen Institute, die Posteinrichtungen und die Schutztruppen. Es folgt eine kurze Beschreibung der deutschen Kolonien mit zahlreichen statistischen Angaben. Groß ist bereits die Zahl der namhaft gemachten kolonialen Gewerkschaften, deren der Kolonial-Kalender für Ostafrika 34, für Kamerun 35, für Togo 17, für Südwestafrika 32, für die Südbsee 8 und für Kiautschou 17, im ganzen 143 aufzählt. Nach Aufzählung der deutschen Kolonisations-Unternehmungen in nichtdeutschen Ländern (39) und der Agitations- und Wohltätigkeits-Gesellschaften (25) folgt eine Betrachtung der katholischen und evangelischen Missionen; so rühmlich der Wettstreit derselben in der Verbreitung des Christentums unter den Heiden ist, so drängt sich doch die Frage auf, ob es ersprießlich ist, die Lehre des Heilands in den verschiedensten Formen ihrer Sekten in den Heidenländern anzupflanzen. Auch die Mormonen besitzen eine Mission in Samoa mit 14 Stationen und 1397 getauften Eingeborenen. Den Schluß des Kalenders bilden praktische Angaben für den Kolonialdienst, für die Auswanderer und für die Pflanzung in den Kolonien.

Taschenbuch der Kriegsschiffe. IX. Jahrgang. 1908. Mit teilweiser Benutzung amtlichen Materials. Herausgegeben von B. Meyer, Kapitänleutnant a. D. Mit Schiffsbildern, Sitzgen und Schattenrissen. München 1908. J. F. Lehmann's Verlag. (469 S.) Gebdn. 4 Mark 50 Pfennige.

Das „Taschenbuch der Kriegsflootten“, welches sich der amtlichen Einführung nicht nur auf der deutschen, sondern auch auf der Mehrzahl der Kriegsflootten fremder Staaten erfreut, was wohl der beste Beweis für seine Brauchbarkeit und Zuverlässigkeit ist, bringt in dem neuen, neunten Jahrgange, wie alljährlich, ausführliche Flottenlisten über die Kriegsmarinensämtlicher seefahrender Staaten mit Bildern und Skizzen der Kriegsschiffe. Dazu sind aber diesmal auch die Schattenrisse aller Schiffstypen gekommen, welche für die Seeleute von hohem Werte sind, da man vermittels dieser Schattenrisse die Schiffe von der größten Ferne erkennen kann. Außer dieser ersten umfangreichsten Abteilung (S. 4 bis 366) enthält das Taschenbuch einen vergleichenden Überblick über die größeren Flotten, Angaben über die Marine-Artillerie und die großen Kanonenfabriken, sowie mehrere andere Angaben von praktischem Werte. Zu letzteren zählen wir die Reduktionstabellen für Maße und Gewichte und die Entfernungstabellen über See.

Eingegangene Bücher, Karten etc.

Allgemeine Länderkunde. Kleine Ausgabe. Von Prof. Dr. Wilhelm Sievers. Zweiter Band. Mit 11 Textkarten, 16 Profilen im Text, 21 Kartenbeilagen, 1 Tabelle und 15 Tafeln in Holzschnitt, Ätzung und Farbendruck. Leipzig und Wien 1907. Bibliographisches Institut. Geb. 10 Mark.

Statistisches Jahrbuch der Haupt- und Residenzstadt Budapest. VIII. Jahrgang. 1905. Redigiert von Dr. Gustav Thirring, a. o. Universitätsprofessor, Direktor des kommunalstatistischen Bureaus, Mitglied des Institut International de Statistique. Budapest 1907. Kommunalstatistisches Bureau. Kommissionsverlag von Puttkammer und Mühlbrecht, Berlin. Geb. K 4.—

Amerika-Wanderungen eines Deutschen. Von Johannes Wilda. III. Im Süden des Kontinents der Mitte. Mit 26 Illustrationen nach photographischen Originalaufnahmen und einer Karte. Berlin 1907. Allgemeiner Verein für deutsche Literatur. 6 Mark, geb. 7 Mark 50 Pfennige.

Das amerikanische Volk von Georg v. Skal. Berlin 1908. Egon Fleischl & Co. 6 Mark.

Studien und Mitteilungen aus dem Benediktiner- und dem Zisterzienser-Orden. Mit besonderer Berücksichtigung der Ordensgeschichte und Statistik. Zur bleibenden Erinnerung an das Ordensjubiläum gegründet und herausgegeben. Redakteur Dr. P. Maurus Kintz, O. S. B., Stiftsarchivar in Raigern. XXVIII. Jahrgang 1907. Selbstverlag des Benediktiner- und Zisterzienser-Ordens.

Nach dem spanischen Amerika. Eindrücke und Erinnerungen von Charlotte Gräfin v. Matuschka, geb. v. Ahlfeld. Berlin 1908. Puttkammer und Mühlbrecht, Buchhandlung für Rechts- und Staatswissenschaft. 2 Mark 40 Pfennige, gebdn. 8 Mark 50 Pfennige.

Das deutsche Dorf. Von Robert Mielke. Mit 51 Abbildungen im Text. („Aus Natur und Geisteswelt“. Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen. 192. Bändchen.) Leipzig 1907. Druck und Verlag von W. G. Teubner. 1 Mark, gebdn. 1 Mark 25 Pfennige.

Statistische Mitteilungen betreffend den Kanton Zürich. Herausgegeben vom Kantonalen statistischen Bureau. Jahr 1906. Erstes Heft. Diverse Beiträge zur Wirtschaftsstatistik und zur Bevölkerungsstatistik der Jahre 1905 und 1906 mit einem Kärtchen. Winterthur 1907. Buchdruckerei Geschwister Ziegler.

Das Herzogtum Schlesien. Mit Benutzung authentischer Quellen geographisch und volkswirtschaftlich dargestellt von Alois Wilecki. Troppau 1907. Im Selbstverlage des Verfassers.

Schluß der Redaktion: 18. Februar 1908.

Herausgeber: A. Hartleben's Verlag in Wien.

Verantwortlicher Redakteur: Eugen Marx in Wien.

Dr. u. F. Hofbuchdruckerei Carl Fromme in Wien.

